1,80 DM / Band 575
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,–

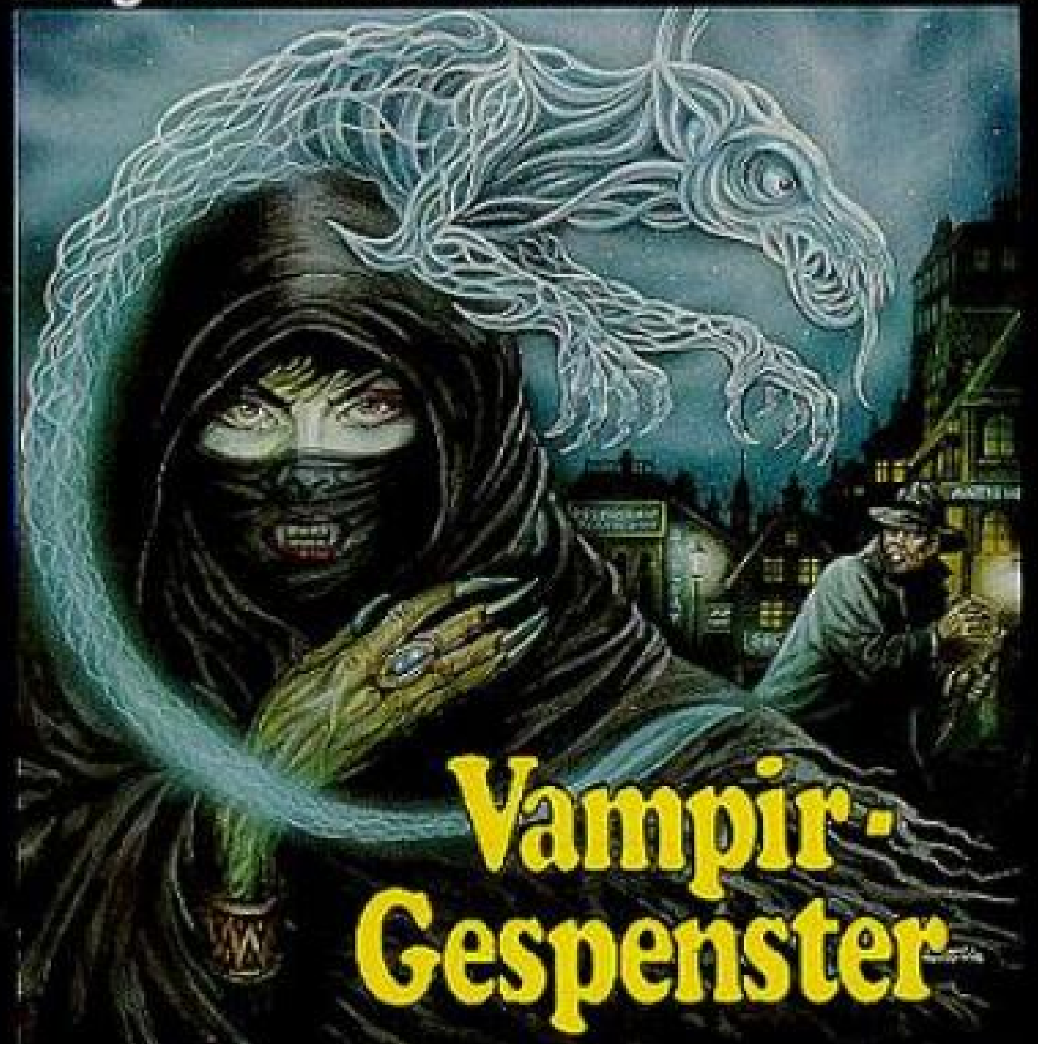
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Vampir-Gespenster

Frankreich F 8,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Vampir-Gespenster

John Sinclair Nr. 575

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 11.07.1989

Titelbild von Nicolai Lutohin

Sinclair Crew

Vampir-Gespenster

Die Frau auf dem Kutschbock merkte nicht, daß hinter ihr, unter der Plane des Wagens, ein Kampf auf Leben und Tod tobte. Sie war damit beschäftigt, die beiden Pferde anzutreiben, damit die den steilen Weg packten. Auf der Ladefläche aber lauerte der Tod!

Urplötzlich war er erschienen, schattengleich und grausam. Er hatte ein Gebüsch verlassen und mit einem gewaltigen Sprung die außen an der Ladefläche baumelnden Eisenringe erreicht, sich daran hochgezogen und war auf den Wagen geklettert, wo Richard um diese nächtliche Zeit normalerweise schlief. Bei der unebenen Strecke war jedoch an Schlaf nicht zu denken.

Er schreckte hoch, schleuderte die einfache Wolldecke zur Seite und starrte in ein Gesicht.

War es furchtbar, war es grausam, gehörte es überhaupt einem Menschen? Ihm kam es vor wie ein Spukbild.

Ein bleiches Gesicht, das sich unter den nachtschwarzen Haaren abzeichnete. Ein breiter Mund, düstere Augen, in deren Pupillen Sternenglanz gefangen zu sein schien. Das Lächeln auf den Lippen versprach Tod und Verderben.

Der Fremde hatte sich über Richard gebeugt, der nach einem kräftigen Faustschlag wieder auf dem Rücken lag. Gefährlich nah wanderte das Gesicht auf ihn zu. Die Lippen blieben verzogen, gaben keine Zähne frei. Es war ein herausforderndes und auch abschätzendes Grinsen, das der andere zeigte.

»Wer bist du?« Richard hatte sich wieder gefangen. Ohne daß der Eindringling es merkte, streckte Richard den rechten Arm aus. Sehr vorsichtig machte er ihn unter der Decke lang. Wenn der andere etwas merkte, konnte alles zu spät sein.

»Ich will dich!«

Mit dieser Antwort hatte Richard nicht gerechnet. Wenn der andere Geld und Güter hätte haben wollen, okay – aber ihn? Seine Hand berührte bereits den kalten Griff der Klinge. Es war gut, dieses Material zu spüren. Richard hatte sich schon oft in seinem Leben auf das Messer verlassen müssen.

»Wer bist du?«

»Jemand, der es gut meint. Aber vorher will ich dich haben, begreifst du das?«

Richard ließ sich Zeit mit der Antwort. Er war ein kräftiger Mann von knapp vierzig Jahren. Sein ehemals dunkles Haar war im Laufe der Zeit grau geworden. Wie Putzwolle wuchs es auf seinem Kopf.

Nein, er begriff es nicht oder kaum, das mußte ihm der Kerl näher erklären. Normalerweise hätte er dem anderen schon Zunder gegeben, in diesem besonderen Fall jedoch hielt ihn irgend etwas davon ab.

Er konnte selbst nicht genau sagen, was es eigentlich war – ein Gefühl, eine Warnung und ein Hauch, der ihn berührte.

Er roch ihn sogar…

Von außen her drang er nicht in den Wagen. Der Wind brachte in dieser Gegend Frische mit, aber nicht den Geruch von Tod und Verwesung. Genauso stank der Mann, als hätte er die letzten Nächte auf einem Friedhof unter allmählich verwesenden Toten verbracht.

»Hau wieder ab, Mann!«

Der Fremde schüttelte den Kopf. Zugleich fuhr der Wagen in eine Mulde hinein und wurde an der anderen Seite wieder hinausgeschleudert. Er schüttelte beide Männer durch.

Richard nutzte die Gelegenheit, um das Messer aus der glatten Lederscheide zu ziehen.

Jetzt hielt er es in der Hand und kantete es unter der Decke

vorsichtig hoch. Noch einmal wollte er den Kerl warnen. Wenn er dann nicht verschwand, war es aus mit ihm.

»Du sollst abhauen!«

»Nein, wir bleiben von nun an zusammen. Ich, die Frau und auch du!«

»So?« Diesmal lächelte Richard. Er schaute gegen die obere Plane, wo sie sich in mehreren Halbbögen über das Gestänge ausbreitete.

Der Kerl sollte nur nicht erkennen, was er vorhatte.

»Ja, wir bleiben zusammen!«

»Da bin ich aber anderer Meinung!« erklärte Richard und stieß blitzschnell zu.

Die Decke bildete für die beidseitig scharfe Klinge kein Hindernis.

Auch nicht die dunkle Kleidung des Fremden.

Die Klinge war völlig verschwunden. Richard konnte es erkennen, weil er über die Decke hinwegschaute. Jetzt mußte es passieren, jetzt mußte Blut fließen, der Kerl würde wanken, dabei ächzen, zur Seite fallen, um tot zu sein.

Nichts davon trat ein!

Er blieb in dieser vorgebeugten Haltung und starrte den liegenden Richard nur an.

Der verstand die Welt nicht mehr. Er hatte den schweißfeuchten Griff des Messers losgelassen.

»Du…«, ächzte er, »du …«

Der Mann über ihm grinste nur.

Inzwischen schaukelte der Wagen weiter. Er schwankte über den unebenen Weg, kippte mal nach rechts, dann zur anderen Seite hin, aber er bekam nie das Übergewicht.

»Warum bist du nicht tot?« flüsterte Richard. »Warum?« brüllte er laut und wie irre.

Im gleichen Augenblick wieherten die schwarzen Pferde. Die Frau auf dem Kutschbock hörte nichts von dem Schrei. Sie war froh, daß sie bereits das Ende der Anhöhe erkennen konnte.

Der Fremde bewegte die Arme. Er brachte die Hände in die Nähe des Messers und umklammerte den Griff.

Dann riß er die Waffe mit einem Ruck aus seinem Körper. Die Wunde wurde von der Kleidung verdeckt. Richard sah kein Blut, das eigentlich hätte aus der Wunde strömen müssen.

Nur der dünne Strahl einer hellen, sirupartigen Flüssigkeit sickerte hervor.

Er bringt dich um! dachte Richard. Jetzt jagt er dir die Klinge in den Leib, dann bist du tot.

Das tat der Fremde nicht. Beinahe andächtig legte er die Klinge zur Seite und nickte in Richards Richtung. »Ich bin nicht tot!« flüsterte er. »Ich kann nicht sterben, weil ich schon tot bin, verstehst du?«

»N… ein …«

»Schau her!« Der Fremde beugte sich noch tiefer. Diesmal grinste er – und zeigte seine Zähne.

Normal gewachsen, bis auf zwei markante Unterschiede. Aus dem Oberkiefer des Unheimlichen wuchsen sie wie kleine, gekrümmte Dolche hervor. Schlagartig wurde Richard alles klar. Dieser Mann war tatsächlich kein normaler Mensch, er hatte nicht gelogen. Er war ein Blutsauger, ein Vampir, ein Untoter.

»Du… du bist ein … Vampir?«

»Ja, mein Freund.«

»Dann willst du…«

»Dich will ich. Das habe ich dir schon gesagt. Ich will dich und natürlich dein Blut.«

In Richard explodierte etwas. Es war die Sperre, die bisher seinen Widerstand aufgehalten hatte. Plötzlich drehte er durch. Er wollte seine Hände um den Hals des Blutsaugers schließen, irgend etwas tun, nur nicht liegenbleiben.

Richard hatte Pech. Nicht daß er zu langsam gewesen wäre, er bekam die Arme nur nicht rasch genug unter der Decke hervor. Der Blutsauger war schneller, viel schneller.

Er wickelte um seine Finger die grauen Locken des Mannes und schob den Kopf zurück. Die hintere Seite wurde tief in die Rolle gepreßt, auf die Richard seinen Kopf gebettet hatte.

Dann war das bleiche Gesicht nahe bei ihm, sehr nahe, zu nahe – und der Biß traf die Halsschlagader!

Richard bäumte sich noch einmal auf. Unter der Decke bewegten sich seine Füße in einer rasanten Hektik.

Er hörte komischerweise ein singendes Schmatzen dicht an seinem linken Ohr. Das Blut pulsierte in den Rachen.

Er labte sich, er fand wieder die Stärke, die er für seine Pläne brauchte.

Und Richard sank hinein in den tiefen, schwarzen Strudel. Er beendete sein Menschsein, um später in einer anderen Existenz wieder zu erwachen…

***

Die Anhöhe – endlich!

Auf dem Kutschbock atmete die dunkelhaarige Frau auf. Das Kopftuch hatte ihr der Wind weggeputzt, aber nicht den Schweiß vertreiben können, der die Haare zu feuchten, nicht gewollten Zöpfen zusammenflocht. Der Mantel war ihr zu warm geworden, sie hütete sich jedoch davor, ihn auszuziehen. Der Wind auf den Höhen ging durch und durch, wenn er sich einmal freie Bahn geschaffen hatte.

Die Frau stellte die Bremse fest und stemmte ihre Füße gegen das

schräge Brett. Dann sank sie zurück, schloß die Augen und wollte einfach nur die Stille der Nacht genießen.

Die Pferde standen da mit gesenkten Köpfen und rupften das Gras büschelweise aus dem Boden. Sie kauten mit schmatzenden Geräuschen und schluckten den Brei hinunter.

Schweißflocken hatten an den Flanken gehangen. Sie waren mittlerweile verschwunden. Die Frau dachte daran, daß sie die Tiere aus dem Geschirr nehmen und festhobbeln mußte, sie war einfach zu müde, um dies zu tun. Zu sehr hatte die lange Fahrt sie geschlaucht.

Ihr Bruder Richard brauchte seine Ruhe, er hatte den gesamten Tag über auf dem Bock gesessen und gefahren. Wie lange sie so gesessen hatte, wußte sie nicht zu sagen. Irgendwann strich sie das pechschwarze Haar zurück, kletterte mit steifen Beinen vom Kutschbock und befreite die beiden braven Tiere von ihrem Geschirr. An den Beinen hobbelte sie die Pferde fest, damit sie nicht weglaufen konnten.

Es war eine gute Gegend, in der sie die restlichen Stunden der Nacht verbringen wollte. Die Anhöhe lag im Schutz einer höheren Hügelkette.

Schnee gab es keinen, denn bis Ende Februar war es viel zu warm gewesen. Selbst in den Alpen hatte sich die weiße Pracht zurückgehalten, und in Schottland war ebenfalls kaum etwas gefallen.

Die Frau schaute auf ihre Uhr.

Es war kurz vor Mitternacht. Unwillkürlich warf sie einen Blick zum düsteren Himmel. Diese Zeit erinnerte sie stets an die Geisterstunde, an den Vollmond und an die unheimlichen Geschichten, die Großmutter früher erzählt hatte, wenn sie zusammen am Feuer des Lagers gesessen hatten und sich so richtig gruseln konnten.

Das lag lange zurück. Die Großmutter war längst gestorben. In einer stürmischen Gewitternacht hatte ein Blitz einen Baum gespalten.

Die herabfallende Hälfte hatte die alte Frau erschlagen.

Die Gedanken schweiften ab wie der Wind, der durch das Haar wehte und mit ihm spielte. Sie schaute mit brennenden Augen gegen das unter ihr liegende Tal, wo vereinzelt Lichtreflexe durch die Finsternis schimmerten wie ein ferner Sternengruß.

Dort lebten Menschen, da wollten sie hin, und sie hofften beide, daß man sie nicht wieder vertrieb.

Leider bestand auch in der so aufgeklärten Zeit wie der Gegenwart noch immer eine gewisse Antipathie gegen das fahrende Volk.

Die Frau drehte sich um.

Voll leuchtete der Mond am Himmel. Sie hatte das Gefühl, als würde er nur sie bescheinen und sie im Inneren mit seinem Licht ausfüllen. Dann dachte sie an ihren Bruder.

Er war älter als sie und hatte den Eltern versprochen, sich stets um

Fatima zu kümmern.
Fatima war mittlerweile dreißig, eine vollerblühte, sehr hübsche Frau, die ihr Gesicht oftmals hinter einem Kopftuch und einem Schleier versteckte, wobei sie auch nicht vergaß, sich in ältere Kleidungsstücke zu hüllen, um nicht zu sehr aufzufallen.
Mit müden Schritten ging sie am Wagen entlang. Sie wollte endlich ruhen und würde schlafen wie eine Tote, dessen war sie sicher.
Am anderen Tag würden sich die beiden Geschwister ein Hotelzimmer suchen. Endlich wieder richtig baden, waschen, denn zu lange schon waren sie unterwegs gewesen.
Fatima schlug die Plane zurück. Darunter war es dunkel. Normalerweise hätte sie die Atemzüge ihres schlafenden Bruders hören müssen, in diesem Fall war alles still.
Dabei lag er unter seiner Decke, Fatima konnte seinen Umriß genau ausmachen.
Komisch…
Die Frau war einfach zu müde, um sich weitere Gedanken wegen ihres Bruders zu machen. Sie wollte einfach nur schlafen und kletterte auf den Wagen.
Geduckt bewegte sie sich vorwärts. Es war wie eine Trance, denn dieser Gang wiederholte sich fast jeden Abend oder in jeder Nacht.
Richard, ihr Bruder, schlief auf der linken Seite, sie kauerte sich immer an der rechten in die Decken.
Die Schuhe streifte sie ab, bevor sie in das Lager kroch. Dann faltete sie die Hände, betete nur in Gedanken und hoffte, daß der nächste Tag einen Erfolg bringen würde, denn sie brauchten Geld.
Richard verstand es sehr gut, Scheren und Messer zu schleifen. Fatima verkaufte handgewebte, bunte, oftmals wunderschöne Tücher.
Noch immer hörte sie Richards Atem nicht…
Die Eltern hatten ihm einen ungewöhnlichen Namen gegeben.
Einmal hatte er den Vater danach gefragt und zu hören bekommen, daß der Sohn den Vater wenigstens namentlich an Richard Löwenherz erinnern sollte, den der alte Herr verehrte.
Fatima dachte in diesem Augenblick daran, daß sie sich in Schottland aufhielten. Auch hier hatte Richard Löwenherz mal gelebt. Leider war der Vater nicht mehr bis in dieses Land gekommen.
Daß sie Richards Atem nicht hörte, irritierte sie immer stärker. So lag eigentlich nur ein Toter…
Bei dem Gedanken erschrak Fatima über sich selbst. Wie konnte sie es wagen, Richard damit in einen Zusammenhang zu bringen. So etwas brachte Unglück, an den Tod sollte man nicht denken. Es war ja nicht nur die Stille ihres Bruders, die sie so nervös gemacht hatte.
Fatima störte sich zudem an diesem ungewöhnlichen Geruch.
Sie bewegte schnüffelnd ihre Nase, konnte sich nicht daran erinnern,

den Geruch jemals unter der Plane wahrgenommen zu haben.

Die Frau richtete sich auf.

Sie war hellwach, obwohl ihr die Müdigkeit in den Knochen hing, aber sie riß sich zusammen. Von außen her trieb der Wind den Geruch nicht unter die Plane, wie also konnte er entstanden sein?

Am Ausgang zitterte die Plane im Wind, rechts lag der Bruder und gab keinen Laut von sich.

Fatima fürchtete sich davor, sich herumzudrehen. Irgendwo saß die Angst plötzlich fest, wie eine Klammer, die sich eng um ihre Kehle gelegt hatte.

Sie tat es trotzdem, weil sie endlich Gewißheit haben wollte. Nur Schatten sah sie unter der Ladeplane. Auch die Gestalt des Bruders war nicht mehr als ein Schatten. Richard hatte seinen Körper unter der Decke versteckt, aus dieser Rolle schaute etwas Bleiches hervor.

Es war sein Gesicht…

Fatima streckte die Hand aus, um die Wange zu berühren. Die Fingerkuppen glitten über die Haut und zuckten bereits nach der ersten Berührung zurück.

Richards Haut war so kalt, so ungewöhnlich kalt. Es lag bestimmt nicht an der Temperatur, obwohl man auf dem Wagen nicht gerade von einer Wärme sprechen konnte.

Aber so kalt wie die Haut…?

Sollte er doch…? Ihre Gedanken empfand Fatima selbst als furchtbar, wurde glücklicherweise enttäuscht, denn Richard öffnete die Augen.

Tief holte sie Luft und atmete auf. »Meine Güte, Richard, du hast mich vielleicht erschreckt.« Sie lächelte etwas hölzern. »Ich habe schon schlimme Dinge angenommen.«

»Welche denn?«

»Nein, laß uns davon nicht reden. Es waren jedenfalls schlimme Sachen, wirklich.«

»Wie du meinst.«

Sie schaute ihn an, sie lächelte verhalten und sagte dann: »Du hast gar nicht geatmet.«

»So? Habe ich das?«

»Ja, Richard. Auch jetzt atmest du nicht. Ich weiß nicht, du sprichst, ohne Luft zu holen.«

»Ach nein.«

Fatima bekam plötzlich Angst. Lag vor ihr ein Fremder, oder war es tatsächlich ihr Bruder, der ihr jedoch in dieser langen Nacht so fremd geworden war?

Er griff zu. Das tat er blitzschnell, sie konnte nicht mehr ausweichen. Seine Hand umklammerte ihr Gelenk wie die Backen eines Schraubstocks.

»Du tust mir weh, verdammt!«

»Tatsächlich?« Er grinste sie an und schob ihr dabei sein Gesicht entgegen. Es war ein Lächeln, das sie verwirrte, so anders, hinterhältig, auch gierig.

Dann sah sie seine Zähne.

Zwei davon waren lang, schimmerten kräftiger als die anderen, kamen gut zur Geltung. Die Spitzen fielen auf. Die kalte Hand, das Nichtatmen, die Zähne, da addierten sich drei Dinge zu einem furchtbaren Ergebnis.

Richard war zu einem Vampir geworden!

Das Wissen traf Fatima schockartig. Es rann ihr kalt den Rücken hinab. Sie begann zu zittern und sah nicht mehr Richards Gesicht vor sich, dafür das ihrer alten Großmutter, die sehr viele Geschichten kannte.

Sie hatte unter anderem auch von Vampiren erzählt, den fürchterlichsten der Untoten, den ältesten, die mal vermodert und halbverwest auf Blutjagd gehen konnten, dann wieder so raffiniert waren, daß sie sich modisch verkleideten, wie sie es stets nannten.

Ja, die Großmutter hatte an Vampire geglaubt, und sie sogar gesehen, wie sie immer behauptete. Deutlich klang noch die Warnung in ihrer Stimme nach, wenn sie mit der kleinen Fatima gesprochen hatte. »Wenn du sie jemals siehst oder sie dir begegnen, dann flieh vor ihnen! Lauf weg, so schnell du kannst. Sollte es dir nicht mehr möglich sein, hier hast du ein kleines Kreuz, auch das wird dich schützen.«

Fatima hatte von ihr das Kreuz bekommen, es umgehängt und versprochen, es in Ehren zu halten.

Das Versprechen galt nicht mehr. Irgendwann im Laufe der Zeit war das Kreuz verschwunden, sie hatte es verloren und wußte nicht einmal, wo das gewesen war.

Ohne Kreuz war sie durch das Leben gegangen, ohne Schutz. Und dann sah sie einen Vampir, nein, sie spürte ihn sogar, wie er mit seiner Kraft Fatima zurückdrückte und sich langsam über sie beugte, wobei er den Mund noch weiter öffnete.

Er wollte den Biß!

Fatima wehrte sich nicht. Sie wußte, daß Vampire Blut tranken, sie mußten es einfach haben, um ihre furchtbare Existenz weiterführen zu können.

»Nein, Richard, bitte… nicht!«

»Doch!«

Seine Zähne kratzten und streichelten gleichzeitig über ihren Hals.

An der linken Seite spürte sie die Berührung, die in einem scharfen Schmerz endete, als der Vampir zubiß.

Fatima bäumte sich auf. Sie streckte ihren Körper dem Vampir entgegen, ohne etwas erreichen zu können. Der Blutsauger war immer

stärker. Er hatte seine Lippen fest gegen ihren Hals gepreßt, bewegte sie, wobei aus seiner Kehle ein tiefes Knurren drang. Dieses Geräusch tat ihm wohl, es tat ihm gut, er war zufrieden.

Fatima sah, daß der Wagen in einem grauen Schattenmeer verschwand. Es zerrte, zog und schaffte auch sie.

Der Strudel war da, riß sie hinein, schluckte sie und würde sie für normales Leben nicht mehr freigeben.

Richard aber fühlte sich gesättigt. Eine innere Zufriedenheit durchströmte ihn, als er von seiner Schwester abließ und sich neben sie auf den Rücken legte.

Zwei Gestalten, bleich, leblos und doch voller Gier lagen im Wagen.

An seinem Ende entstand eine Bewegung. Die Plane klappte in die Höhe, und eine Gestalt kletterte auf den Wagen.

Aufrecht hinstellen konnte sich der erste Blutsauger nicht. Er blieb hocken und schaute auf seine beiden Opfer, die zu seinen Helfern geworden waren.

Eine große Hürde war genommen. Der Vampir rieb in wilder Freude beide Handflächen gegeneinander. Nach der Niederlage hatte es besser geklappt, als er es sich vorstellen konnte. Die erste Hürde war überschritten worden.

Er lachte rauh und zog mit zwei Fingern die Falten seines Gesichts nach, die sich von den Nasenflügeln bis hin zu den Mundwinkeln erstreckten und tief in die Haut eingegraben waren.

Er war nun froh, seine Pläne geändert zu haben. Noch vor wenigen Tagen wollte er die Aktion D durchführen, dann aber war ihm etwas anderes in den Sinn gekommen, und er hatte die Aktion Dracula zunächst einmal in den Hintergrund geschoben.

Rache hieß seine Devise. Rache an den Menschen, die ihn in eine gewisse Zwangslage gebracht hatten.

»So soll es sein«, sagte der Vampir, der einmal zum BND gehört hatte. Es war unvorstellbar. Will Mallmann war zur schwarzmagischen Seite übergewechselt.

Auf seiner Racheliste standen einige Personen ganz oben.

John Sinclair und seine Freunde!

Um sie zu treffen, hatte er sich einen wahrhaft satanischen Plan ausgedacht.

Er war sicher, daß es seine Vampir-Gespenster schafften, eine Hölle zu entfachen…

***

Es war kalt an der kleinen Grenzstation, die eigentlich keine mehr war, denn zwischen England und Schottland existierte keine Grenze. Die Station wurde auch nur von eingefleischten Schotten so bezeichnet, sie war heute ein Stützpunkt der Highway Police.

Ziemlich durchgefroren betrat ich den Raum. Ich hatte draußen lange genug Wache geschoben, nun sollte mich mein Freund Suko ablösen. Die vier Beamten fuhren keine Streife. In dieser Nacht war so gut wie nichts los.

Sie hockten zusammen, tranken Tee, und selbst die Telefone meldeten sich nicht.

»Auch einen Tee?« fragte mich der Chef, ein schwergewichtiger Mann mit dunklen Haaren.

»Gern.«

Er selbst schenkte mir einen Becher voll. Seine Kollegen waren jünger. Auch sie schlürften Tee oder Kaffee. Einer von ihnen wirkte übernächtigt. Er hatte müde Augen. Es war seine erste Nachtschichtwoche, wie ich erfahren hatte.

Ich setzte mich zu Gillis. Er strich durch das dunkle Haar und fuhr auch über seine Bartstoppeln. »Ich weiß nicht, ob er kommt, aber wir haben ihn gesehen.«

»Sie sind sicher, daß es sich dabei um einen Vampir gehandelt hat? Um einen echten, meine ich?«

Fast beleidigt schaute mich Gillis an. »Wie oft wollen Sie mir die Frage noch stellen.«

»Sorry, aber es ist eben unwahrscheinlich, daß Vampire auftauchen.«

Grinsend gab er mir die Antwort. »Das sagen ausgerechnet Sie, Sinclair? Mann, Sie haben sich doch in den Wagen gesetzt und sind mit Ihrem Kollegen hierher gefahren.«

»Stimmt schon, Mr. Gillis.«

»Wo sind die Probleme?«

Ich gab ihm keine Antwort und nickte nur vor mich hin. Es gab in der Tat Probleme, und die nicht zu knapp.

Seit wir wußten, daß unser Freund Kommissar Will Mallmann zu einem Vampir geworden war, hatten wir praktisch keine ruhige Minute mehr. Im gesamten Land lief eine Vampirfahndung. Natürlich nicht groß angekündigt und nicht offiziell, aber gewisse Stellen waren schon informiert worden, um die Augen offen zu halten.

99,9 Prozent der Kollegen glaubten nicht an die Blutsauger, hielten alles für dumm, irre oder blöd, aber wir wußten es besser und hatten zudem durch den Anruf eine Bestätigung bekommen.

Im Grenzland zwischen England und Schottland war der Vampir erschienen.

Ein Blutsauger hatte sich nicht gescheut, in die kleine Station am Rande des Motorways einzubrechen. Die Polizisten hatten es nicht geschafft, ihn festzunehmen.

Es war geschossen worden, den Einbrecher hatte die Kugel auch erwischt, nur eben nicht schwer. Er konnte fliehen, doch er hatte versprochen, zurückzukehren.

Sergeant Gillis hatte sich an das Fahndungsschreiben erinnert und uns angerufen.

Jetzt waren wir hier.

Allerdings in der ersten Nacht. Ob weitere folgen würden, wußten wir nicht. Wenn der Vampir erschien, so wie er schon zweimal gekommen war, würden wir ihn uns kaufen.

Die Beschreibung hatten wir von Gillis gekommen. Ein Typ, der wie ein Tramp oder Anhalter aussah, noch ziemlich jung, er hatte die Zwanzig knapp überschritten, bleich und hohlwangig und mit einem Rucksack auf dem Rücken.

Wenn der es schaffte, Autos anzuhalten und sich an die Fahrer heranzumachen, konnte die Vampirpest sehr schnell über das gesamte Land getragen werden.

Davor hatten wir Angst, denn wie eine Drohung stand unsichtbar im Hintergrund ein Begriff.

Aktion D – oder Aktion Dracula!

Ein brandgefährlicher, tödlicher Plan, an dessen Spitze sich der ehemalige BND-Mann Will Mallmann gesetzt und diesen Plan nun in die Tat umsetzen wollte.

Dabei ging es um Vampire. Er wollte ein gewaltiges Reich aus Blutsaugern errichten, dem er vorstand. Natürlich hatte er Hindernisse zu überwinden, das große Hindernis waren wir. Allerdings hatte er sich auch schlau angestellt, denn es war auch uns nicht gelungen, ihn zu fassen. Mallmann kannte alle Tricks, die Kniffe, er war einfach zu raffiniert, wie ein Fisch, den jemand mit der bloßen Hand zu fangen versuchte und der ihm stets durch die Finger glitt.

Gillis bot mir eine Zigarette an. »Sie sind so nachdenklich, Mr. Sinclair.«

»Bei diesem Fall ist das kein Wunder.«

»Sie haben also öfter mit Vampiren zu tun?«

»Das können Sie laut sagen, Mr. Gillis.«

»Aber Sie haben überlebt.« Er gab mir Feuer. »Das läßt mich hoffen. Sie glauben gar nicht, was es für ein Gefühl ist, wenn man einen Menschen vor sich hat, der von einer Kugel getroffen wird und dann plötzlich weiterläuft, als wäre nichts geschehen.«

»Das kenne ich.«

»Welche Waffen nehmen Sie denn?«

Ich blies den Rauch gegen eine Deckenleuchte. »Da gibt es verschiedene. Meine mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta, das Kreuz…«

»Keinen Eichenpflock oder Knoblauch?«

»Doch, Mr. Gillis, zur Not auch das. Man muß im Kampf gegen diese Dämonen verdammt flexibel sein.«

»Das glaube ich auch.« Er nickte und widersprach sich im gleichen

Moment selbst. »Obwohl ich es noch immer nicht wahrhaben kann. Das ist mir einfach alles zu unwahrscheinlich. Wissen Sie, ich kann es nicht fassen. Wo ich hingreife, spüre ich Leere.«

Zwei Kollegen erhoben sich und knöpften ihre Jacken zu. »Wir fahren jetzt Streife, Sergeant.«

»Gut – die übliche Strecke?« Gillis hatte sich gedreht und schaute zu ihnen hoch.

»Ja.«

»Dann geben Sie acht, daß Sie nicht auf einen Blutsauger treffen«, warnte ich die noch jungen Männer. »Sie können über meinen Rat lachen, aber Vampire sind verdammt gefährlich. Manchmal verstehen Sie es ausgezeichnet, sich zu tarnen.«

»Wir werden die Augen offenhalten.«

»Gute Fahrt.«

Als die Polizisten waren, hob Gillis die Schultern. »Ein gutes Gefühl habe ich nicht, die beiden wegzuschicken. Stellen Sie sich mal vor, Polizisten als Vampire.«

»Das habe ich schon erlebt!«

»Was?«

»Nicht hier in England. Drüben in den Staaten, in New York. Da ging es aber zur Sache, kann ich Ihnen sagen.«

Gillis schluckte. »Das glaube ich auch. Ja, das kann ich mir gut vorstellen. Wie ist es denn ausgegangen?«

»Wir können die Vampir-Polizei zur Vergangenheit zählen.«

»Dank Ihrer Hilfe.«

»Unter anderem.«

»Ich habe immer gedacht, das gäbe es nur im Film.« Er lachte auf.

»Jetzt bin ich fast fünfzig und habe noch nicht ausgelernt. Es kommt immer wieder Neues hinzu – komisch.«

»Was wollen Sie machen, Mr. Gillis? Die Welt ist vielschichtig. Das meine ich so, wie ich es gesagt habe. Gerade die unterschiedlichsten Schichten sind es, mit denen wir uns herumzuschlagen haben. Es gibt, das weiß ich ebenfalls genau, nicht nur unsere Welt oder unsere Dimension. Im nicht Sichtbaren existieren andere. Das sind Welten, die von Geistern, Dämonen und fürchterlichen Kreaturen bevölkert sind. Widerliche Gestalten, die uns Kummer bereiten.«

»Vor einer Woche hätte ich Sie ausgelacht, Sir, aber heute sehe ich das anders.«

»Und ich hätte es Ihnen nicht einmal verübelt, Mr. Gillis. Man kann es normalerweise nicht begreifen, weil es einfach unbegreiflich ist und jeglicher Logik entbehrt.«

Am Fenster entstand eine Bewegung. Wir hörten das Klopfen gegen die Scheibe, schauten hin und sahen Sukos Gesicht. Mein Freund und Kollege winkte mir zu.

Ich stand auf.
Gillis fragte: »Glauben Sie, daß er den Vampir entdeckt hat?«
»Keine Ahnung.«
Auch der junge Kollege schaute hoch. »Bleiben wir hier, oder sollen wir mitgehen?«
»Nein, Sie bleiben hier.« Ich blickte auf meine Uhr. Mitternacht war schon seit acht Minuten vorbei, aber es lief die sogenannte Geisterstunde, die Zeit zwischen Mitternacht und ein Uhr.
Sergeant Gillis hob die Hand und spreizte den Daumen ab. »Viel Glück, Mr. Sinclair.«
»Danke, das klappt schon.« Ich trank den letzten Rest Tee, der lauwarm in meinen Magen rann.
Suko hatte den Kragen seiner gefütterten Jacke hochgestellt. Nach der warmen Luft in der Polizeibaracke kam mir die Kühle einfach wunderbar vor. Suko deutete zum Himmel, wo der volle Mond wie hingemalt stand und eine zitronengelbe Farbe bekommen hatte.
»Das ist doch ihr Wetter.«
»Hast du ihn denn gesehen?«
»Nein, eigentlich nicht. Es ist nur ein Gefühl. Ich habe auch erlebt, daß Vögel in die Höhe stoben. Jemand muß sie aus ihrem Schlaf gerissen haben. Ich war es nicht.«
»Kann sein, daß die Tiere seine Ankunft bemerkt haben. Die haben ein besseres Gespür für so etwas.«
»Eben.«
Die Gegend war für einen Vampir günstig. Zwar bildete die Polizeistation mit ihren beiden sehr hellen Außenlampen eine blaßweiße Oase in der Dunkelheit, doch im Hintergrund, wo sich alles zusammenballte, erstreckten sich dichte Wälder in einer Hügellandschaft.
Der nächste Ort lag einige Meilen entfernt. Selbst seine Lichter schimmerten nicht mehr durch.
Vor unseren Lippen dampfte der Atem und vermischte sich mit den dünnen Dunstschleiern, die durch das Licht der Peitschenleuchten trieben, das manchmal eine bläuliche Färbung angenommen hatte.
Zum Motorway hin trennte ein langer Gürtel aus Buschwerk das Polizeigebäude. Wenn Wagen vorbeifuhren, dämpfte die natürliche Barriere einen Teil des Schalls.
Um diese Zeit war der Motorway nur wenig befahren. Manchmal dauerte es fast eine Minute, bis wir wieder das Rauschen eines vorbeifahrenden Autos hörten.
Auch ich stellte meinen Kragen hoch. Die Temperatur lag nicht weit vom Gefrierpunkt entfernt. In den Morgenstunden würde es bestimmt Glätte geben.
»Wo hast du die Vögel denn hochfliegen sehen?« fragte ich.

Suko deutete schräg über seine Schulter.
»Okay, gehen wir hin.«
Wir passierten den diamantschwarzen BMW, der Suko seit einigen Wochen gehörte. Er hatte ihn bei einem Preisausschreiben gewonnen und freute sich noch immer, wenn er eine weite Strecke unter die Reifen nehmen konnte.
Hinter der Baracke sahen wir eine Mülltonne. Es war einer dieser großen Container, dessen gewölbter Deckel sich aufschieben ließ.
Die Bepflasterung hörte nach wenigen Schritten auf, und wir gingen über den weichen Grasboden.
Vor uns wuchs der Wald in die Höhe. Ein dichter Gürtel aus Nadelbäumen und Unterholz.
Wir blieben davor stehen. »Idealere Verstecke für einen Vampir gibt es kaum.«
»Doch, einen Sarg.«
»Hä!« Suko lachte. Er hatte seine Bleistiftleuchte hervorgeholt und strahlte den Buschgürtel an. Der lange Lichtarm glitt geisterhaft bleich durch den dicht über dem Boden wachsenden Wirrwarr aus harten Sträuchern und Büschen, bevor er sich irgendwo zwischen den Nadelbäumen verlor, die ebenfalls ungemein dicht beieinander standen.
»Willst du da suchen?« fragte ich.
»Kaum. Oder nur etwas.«
Ich hatte nichts dagegen, daß Suko sich seinen Weg durch das Unterholz bahnte. Die Feuchtigkeit hatte sich in den Boden gesaugt und kam wieder frei. Sie hing in langen Schleiern über dem Gelände, kein direkter, dichter Nebel, nur eben Dunst.
Ich wollte Suko nicht allein suchen lassen und nahm mir eine andere Stelle vor.
Zurück schauten wir nicht.
Das war unser Fehler. So bekamen wir nicht mit, wie der Deckel des Müllcontainers durch einen Innendruck aufgeschoben wurde und sich eine breite Lücke auftat.
Sehr breit sogar. Ein Mensch konnte bequem hindurchsteigen, aber auch ein Vampir.
Im Ausschnitt der Lücke erschien ein blasses Oval, ein Gesicht.
Auf den Betrachter wirkte es irgendwo verschwommen, als hätte jemand darüber hinweggeputzt.
Sekundenlang bewegte sich dieses Gesicht nicht. Die beiden im Gegensatz zur Farbe der Haut dunkel wirkenden Augen waren auf die Rücken der Männer gerichtet, die sich am Waldrand aufhielten und das dort wachsende Unterholz absuchten.
Der Vampir spürte die Gier nach dem Menschenblut, aber auch so etwas wie eine Warnung.

Die Männer waren gefährlich, deshalb zögerte er, doch er brauchte das Blut einfach. Zu lange hatte er danach geschmachtet und es sogar mit dem Trinken von Tierblut versucht.

Das war nichts gewesen. Ein Tier konnte eben keinen Menschen ersetzen. So lautlos wie möglich verließ der Untote sein Versteck. Er kletterte geschmeidig aus der Tonne, schwang geschickt ein Bein über den Rand, berührte damit den Boden, wo er sich zunächst abstemmte.

Noch ein Blick nach vorn.

Nein, die beiden Männer sahen ihn nicht.

Danach ging alles blitzschnell. Der Vampir entstieg fast geräuschlos seinem Versteck, zog sogar den Deckel wieder zu, duckte sich kurz in den Schatten der Tonne und huschte dicht an der Hauswand des Gebäudes entlang auf den schmalen Hintereingang zu, der nicht verschlossen war. Die Alu-Tür ließ sich sehr leise öffnen.

Er war zufrieden…

Wie ein Schatten verschwand der Vampir aus dem Freien. Im Gang blieb er stehen. Die Hitze machte ihm nichts aus, auch der Geruch von Zigaretten störte ihn nicht. Er hatte sich ein ganz bestimmtes Ziel ausgesucht. Wo es lag, wußte er. Er steuerte die Milchglasscheibe an. Dahinter lag die Toilette.

Das Licht im Gang störte den Vampir kaum. Schlimmer war das Tageslicht, die Strahlen der Sonne. Unter ihnen konnte er verbrennen und zu Staub zerfallen.

Auf leisen Sohlen huschte er durch den Gang auf die Toilettentür zu. Nur seine Kleidung schabte, wenn er sich bewegte. Auf dem Rücken malte sich tatsächlich der Umriß eines schmalen Rucksacks ab, wie er auch von Schülern gern benutzt wurde.

Sich in der Toilette zu verstecken, bedeutete für ihn ebenfalls kein Problem.

Schmal war der Waschraum, der dahinter lag. Die beiden Becken standen im rechten Winkel zur Kabine, in die sich der Blutsauger hineinquetschte.

Licht hatte nicht gebrannt, was er als einen großen Vorteil ansah.

So konnte er auch niemand mißtrauisch machen, und die Dunkelheit bedeutete für ihn einen Schutz.

Gab es etwas Idealeres als einen Toilettenraum, wo man sich verbergen konnte?

Wohl kaum, denn jeder Mensch mußte mal…

***

»Kaputt?« fragte Gillis seinen jungen Kollegen.

Irvin Clanton nickte. »Und wie, Sir. Es ist schließlich meine erste Nachtschichtwoche.«

Gillis nickte. »Das Gefühl kenne ich. Es ist mir früher nicht anders

ergangen.«
»Wie lange dauert es an?«
Der Sergeant griente. »Das kommt auf den Menschen selbst an, mein Freund. Die einen überstehen die Eingewöhnungsphase schnell, die anderen weniger. Es ist individuell verschieden. Allerdings kannst du durch Nachtschicht mehr verdienen.«
Clanton nickte. Er war ein Bursche mit Stoppelhaaren. Seine lange Nase fiel besonders auf. »Ich weiß nicht so recht, Sergeant. Das kann schon sein, aber man ist auch schneller down. Magengeschwüre und so. Mein Vater war auch bei der Polizei. Er hat sich dort ebenfalls ein Magengeschwür geholt. Zuviel Streß.«
»Wo war er denn?«
»Glasgow. Jetzt macht er Innendienst.«
»Was dich aber nicht davon abgehalten hat, den Job ebenfalls zu ergreifen.«
»Stimmt, trotz der mütterlichen Proteste.« Clanton reckte sich. »Ich fand die Arbeit immer faszinierend, auch wenn ich jetzt hier herumhocke und warte, daß etwas passiert.«
»Wünsch dir das nicht, Junge.«
»Sergeant, ich kann nicht so recht daran glauben, daß sich hier ein Vampir herumtreiben soll.«
»Glauben kann ich es auch nicht. Es gibt da nur einen Unterschied, ich weiß es.«
Irvin Clanton wollte nicht widersprechen. Statt dessen gähnte er anhaltend.
»Du solltest dich frischmachen, Junge!« schlug ihm der ältere Kollege vor. »Wirf dir mal Wasser ins Gesicht, das vertreibt die erste Müdigkeit. Ein alter Trick, der noch immer funktioniert.«
»Das sollte ich tatsächlich probieren«, sagte Irvin und erhob sich mühsam. Dabei streckte er die Arme weit aus, bevor er die Hände zu Fäusten schloß.
Seine Jacke ließ er über dem Stuhl hängen, schlurfte durch den Wachraum und verschwand hinter der Tür.
Gillis schaute ihm lächelnd nach. Die Müdigkeit würde verfliegen, wenn sich der junge Kollege erst einmal an die langen Schichten gewöhnt hatte.
Clanton ging durch den schmalen Gang. Vor einem Fenster blieb er stehen und schaute auf das Gelände an der Rückseite. Genau dort, wo der Waldrand sich als dunkle Masse abzeichnete, bewegten sich die beiden Polizisten aus London, die mit ihren Lampen das Unterholz durchleuchteten. Clanton grinste. Er hielt die Arbeit für vergebene Liebesmüh. Wer glaubte schon an Vampire?
Mit weiterhin müde wirkenden Schritten schlurfte er auf die Toilettentür zu. Mit dem Ellbogen drückte er die Klinke nach unten

und betrat den dunklen Vorraum.

Wieder mußte er gähnen. Diesmal hielt er keine Hand vor den Mund. Er machte Licht und näherte sich dem kleinen Handwaschbecken, über dem der Behälter mit der rötlich schimmernden Flüssigseife hing. Man mußte auf einen kleinen Hebel drücken, um die Seife aus der Düse auf die Hand spritzen zu lassen.

Er wusch seine Hände, gähnte wieder, betrachtete sich im Spiegel, sah dabei die rot geränderten Augen und spürte, daß die Müdigkeit wie Blei in den Knochen lag.

Zur Toilette mußte er nicht. Nur die Hände wollte er sich waschen und danach das Gesicht.

Er beugte sich tief herab. Das Wasser rauschte aus dem Kran in seine zusammengelegten Hände. Er schleuderte sich das kühlende Naß ins Gesicht. Der Sergeant hatte recht behalten. Das Waschen erfrischte ihn tatsächlich. Irvin Clanton konzentrierte sich allein darauf und kam nicht auf den Gedanken, über die Schulter zu schauen, um zu sehen, was sich in seinem Rücken abspielte.

Da wurde die zweite Tür vorsichtig aufgedrückt. Zuerst erschien eine Hand, danach eine bleiche Fratze und der Ausschnitt einer Schulter.

Der Vampir konnte direkt auf den gebeugten Rücken des Polizisten schauen, um den sich der Stoff des blauen Hemdes spannte.

In den Augen leuchtete es.

Da war das Opfer, da war das Blut, er brauchte nur noch zuzugreifen.

Er tat es!

Irvin Clanton hatte sich so stark auf den Waschvorgang konzentriert, daß er erst etwas merkte, als es zu spät war. Die harte Hand riß ihn zurück, schleuderte ihn sogar bis gegen die geflieste Wand, wo er nicht mehr wegkam, denn der Blutsauger sprang ihn an.

Beide Hände drückte er gegen die Schultern des jungen Polizisten, hatte dabei sein Maul aufgerissen und präsentierte Clanton die beiden Zähne.

Dann hackte er zu.

Er war nicht so routiniert wie einer der uralten Vampire, und Clanton konnte schnell reagieren. Er riß einen Arm hoch schützte damit das Gesicht, so daß der Vampir die Zähne nicht in den Hals hacken konnte, dafür den Hemdstoff am Unterarm zerriß.

Zornig fauchte er auf und drosch Clanton eine Faust in den Magen. Dem Polizisten wurde die Luft genommen, er sackte an der Wand nach unten, streckte dabei seinen Arm aus, um sich abzustützen, wobei er mit dem Handballen den Griff der Waffe berührte. Es durchzuckte ihn wie ein elektrischer Schlag.

Als er saß, hatte er die Waffe hervorgerissen, wollte sie auf den Vampir richten, der die Hand jedoch zur Seite schlug und mit seinen Zähnen den Hals suchte.

Clanton schoß trotzdem und spürte gleichzeitig die Berührung dieser spitzen Zähne an seinem Hals, während sein Schrei im Echo des Schusses unterging…

***

Als wir erfolglos von der Suche zurückkehrten, fanden wir Sergeant Gillis allein und telefonierend. Er redete mit irgendeiner Dienststelle und machte sich Notizen. Wir hatten kaum Platz genommen, als er auflegte und seine Stirn fürchte.

»Probleme?« fragte Suko.

»Kaum oder ja.«

»Ist der Vampir aufgetaucht?«

»Keine Sorge, Inspektor. Es geht um eine andere Sache. Auf einem Teilstück weiter nördlich ist Glatteis gemeldet worden. Zwei Fahrer sind bereits im Graben gelandet. Ich sage ja immer, diesen Temperaturen darf man nicht trauen.«

»Stimmt.«

Er legte den Kugelschreiber zur Seite und kam auf unser Problem zu sprechen. »Haben Sie Erfolg gehabt?«

»Leider nicht.«

»Es tut mir leid. Ich bin auch nicht sicher, ob der Blutsauger in jeder Nacht erscheint. Der kann auch Pause machen. Oder was meinen Sie dazu, wo Sie die Vampire ja besser kennen.«

»Pause ist gut«, lächelte ich. »Meiner Ansicht nach kommt es darauf an, wie groß sein Drang nach Blut ist.«

»Das heißt, wenn er nicht so stark ist, könnte die Bestie auch mal eine Pause einlegen.«

»Da haben Sie irgendwie recht.«

»Dann wollen wir auf eine Pause hoffen.«

»Und wir säßen in der nächsten Nacht wieder hier. So lange, bis sich der Blutsauger zeigt.«

»Das könnte ja eine Woche…«

»Keine Sorge, wir haben auch Fälle in London zu lösen. Manchmal in der gesamten Welt.«

Gillis nickte staunend. »Dann sind Sie so eine Art Feuerwehr, nehme ich an.«

»So ähnlich.«

»Wo befindet sich eigentlich Ihr Kollege?« wollte Suko wissen.

Gillis winkte ab. »Den habe ich auf die Toilette geschickt. Er soll sich mal mit kaltem Wasser die Müdigkeit aus dem Gesicht waschen. Eine alte Methode, die wir schon früher angewendet haben.«

»Das kenne ich auch.« Ich streckte meine Beine aus. Mein Blick fiel auf die Uhr.

Himmel, die erste Morgenstunde war schon fast vorbei. Auch ich

merkte, daß ich nicht mehr der frischeste war, im Gegensatz zu Suko, dem die Warterei überhaupt nichts auszumachen schien, obwohl er die Strecke noch gefahren war.

Gillis drehte sich nach links, um das Radio einzuschalten. Sein Finger berührte bereits die Taste, als es geschah.

Wir alle hörten den Schuß!

Für einen Moment saßen wir wie erstarrt, bis Gillis hervorstieß.

»Das war hier im Haus. Verdammt, der Junge!«

Er flitzte mit einer Geschwindigkeit aus dem Stuhl hoch, die ich ihm nicht zugetraut hätte.

Dann rannten wir…

***

Wir hatten Gillis den Vortritt gelassen. Als er jedoch die Toilettentür aufziehen wollte, hielten Suko und ich ihn zurück. »Nein!« sagte ich, »Sie nicht!«

Suko hatte bereits die Tür aufgerissen. Er sprang mit gezogener Beretta in den kleinen Raum, ich konnte ihm wegen der Enge kaum folgen, sah aber, was geschehen war.

Das Bild aufzunehmen, dauerte höchstens eine Sekunde, die mir schrecklich lang vorkam.

Irvin Clanton hockte auf dem Boden, lehnte mit dem Rücken an der Fliesenwand.

Wie ein Blutegel hing der Vampir an seinem Hals, um den Lebenssaft zu trinken.

Suko holte kurz aus. Sein harter Tritt schleuderte den Untoten quer durch den Waschraum. Er blieb liegen wie ein großer Käfer, starrte uns an. Wir sahen den blutverschmierten Mund. Verdammt, dieser Untote war noch so jung.

Trotzdem eine Bestie!

Ich drehte den Kopf. »Gehen Sie weg, Gillis – bitte!«

»Wieso?«

»Gehen Sie!«

Suko hatte seine Dämonenpeitsche hervorgeholt und einen Kreis über den Boden geschlagen. Die drei Riemen rutschten bis zum Fliesenboden. »Überläßt du ihn mir, John?«

»Okay.«

Der Inspektor stimmte zu. Keine Frage, daß er traf. Der Körper des. Vampirs bäumte sich auf. Aus seinem Mund gellte uns ein Schrei entgegen, dessen Echo zwischen den Wänden zitterte.

Die Kraft der Dämonenpeitsche zerstörte sein untotes Leben. Er wälzte sich herum, blieb auf dem Bauch liegen, wir konnten nicht sehen, was in seinem Gesicht vorging.

Nach wenigen Sekunden rührte er sich nicht mehr. Wir hatten den

Atem angehalten.
»Tot?« fragte Gillis schüchtern. »Ist er tot?«
»Ja.« Ich drehte mich um. Suko rollte den Vampir auf den Rücken, und ich kümmerte mich um Clanton.
Am Hals hatte ihn die Bestie erwischt und dort die Haut regelrecht aufgerissen. Sie hing in Fäden herab. Aus den Wunden pulste das helle Blut.
Das sah auch Gillis. Er rannte fort, um einen Verbandskasten zu holen.
Ich warf einen Blick auf den Vampir. Seine Augen waren verdreht, standen offen, aber das Gesicht zeigte trotzdem einen entspannten Ausdruck, wie ich fand.
»Wer?« fragte Suko leise. »Wer kann ihn zum Vampir gemacht haben?«
»Mallmann?«
»Bist du dir sicher, John?«
»Kann sein, muß aber nicht. Wer weiß, wie viele Blutsauger noch in dieser Gegend herumturnen.«
»Eben.«
Irvin Clanton rührte sich nicht. War er bereits zum Vampir geworden, oder würden wir ihn noch retten können? Ich fühlte nach und strich mit dem Finger über sine Wange. »Sie ist warm«, murmelte ich. »Er hat zudem noch schießen können. Vielleicht im rechten Augenblick. Dieser Schuß kann ihm das Leben gerettet haben.«
»Wann werden wir es genauer wissen?«
»Daß weiß ich auch nicht«, erwiderte ich, denn Gillis war zurückgekehrt und hatte diese Frage gestellt.
Den offenen Verbandskasten stellte er neben seinen jungen Kollegen und schüttelte immer wieder den Kopf. »Verdammt, verdammt, ich kann es einfach nicht glauben. Es ist mir unbegreiflich. Ausgerechnet den Jungen, verfluchte Scheiße.« Er erstickte fast an seiner Wut. »Glauben Sie denn, daß er eine Chance hat?«
»Möglich«, sagte Suko. »Wir kennen tatsächlich Fälle, wo wir jemand haben retten können.«
Gillis nickte und packte aus. Pflaster, Verbandsmull, eine Schere.
Er fing an, den jungen Kollegen zu verarzten. Wir verließen den schmalen Raum und blieben im Gang.
»Gut, daß wir hiergewesen sind«, sagte Suko. »Das hätte einen Horror zum Quadrat gegeben, wenn es dem Blutsauger gelungen wäre, die Besatzung dieser Polizeistation zu infizieren.«
»Polizei«, wiederholte ich murmelnd. »Das bringt mich natürlich auf einen Gedanken.«
»Ja – Mallmann.«
»Genau, Suko. Er kann sich hier nach Schottland abgesetzt haben.«

»Weshalb hätte er das tun sollen?«

»Das ist die Frage.«

»Einsame Gegenden gibt es hier genug. Da kann er schalten und walten wie er will. Ich kann mich jetzt noch ärgern, daß wir ihn im Hyde Park nicht erwischt haben.«[1]

»Dafür konnten wir Reva ausschalten. Stell dir die beiden mal zusammen vor.«

»Hör auf!« Suko winkte ab. »Daran darf ich erst gar nicht denken.«

Die Tür war nicht völlig geschlossen. Wir hörten, wie der Sergeant mit seinem jungen Kollegen sprach, ohne jedoch von dem eine Antwort zu bekommen.

»Wie wär's denn mit einer Bluttransfusion oder einem gesamten Austausch?« schlug Suko vor.

»Im Notfall ja.«

»Willst du abwarten?«

»Ja. Erst schauen wir mal, was die nächsten Stunden bringen. Ich hoffe, daß der Keim noch nicht in ihm sitzt und die Wunde praktisch den schrecklichen Rest ausgeblutet hat.«

»Das kann allerdings klappen.«

Wieder verstrichen Minuten. Ich drückte mich in den schmalen Waschraum und schaute mir an, was Gillis getan hatte. Der Verband lag weiß schimmernd um Clantons Hals. Das Gesicht seines Kolle gen war schweißbedeckt. »Ich habe sogar für ihn gebetet«, flüsterte er. »Wir bringen ihn in den Ruheraum – okay?«

»Gut.«

Suko und ich erledigten dies. Wir trugen die leblose Gestalt hinter Gillis her.

Im Ruheraum standen vier Feldbetten. Zwei jeweils übereinander.

In eines der unteren legten wir den jungen Mann.

Gillis schaute zu und wunderte sich, als er plötzlich mein Kreuz sah, das ich unter der Kleidung hervorgezogen hatte. Es baumelte an einer schmalen Silberkette.

»Was… was wollen Sie denn damit?« fragte er.

»Ganz einfach, Sergeant. Ich will feststellen, ob es Clanton wirklich erwischt hat.«

Gillis trat einen Schritt zurück. Er wagte die nächste Frage kaum zu stellen. »Und… und dann?«

»Sollte der Test positiv sein, wird uns nichts anderes übrigbleiben, als ihn zu erlösen.«

»Mein Gott«, hauchte Gillis und ging zurück. »Das kann ich einfach nicht begreifen.«

»Es ist auch schwer«, gab ich zu.

Suko und Gillis blieben Zuschauer. Der Akteur bei diesem Test war allein ich.

Vor dem Bett hatte ich mich hingekniet. Irvin Clanton kam mir vor, als würde er in einem tiefen Schlaf liegen. Er hatte sogar die Augen fest geschlossen. Blaß war sein Gesicht, unnatürlich blaß, auch die Lippen besaßen kaum noch Farbe. Sollte er tatsächlich durch den Biß schon zu einem Blutsauger gemacht worden sein?

Daran wollte ich einfach nicht glauben, obwohl ich mich mit den Tatsachen abfinden mußte.

Er rührte sich nicht, aber sein Herz schlug noch, das wiederum sah ich als positives Zeichen an.

Selbst meine Hand mit dem Kreuz zitterte, als ich den Talisman in die Nähe seines Gesichts brachte. Tests dieser Art hatte ich schon oft durchgeführt. Zur Routine waren sie trotzdem nicht geworden. Immerhin standen die Chancen fünfzig zu fünfzig.

Mit der linken Hand drückte ich den Kopf zur Seite, so daß eine Wange freilag.

Darauf legte ich das Kreuz!

Ich hörte Gillis laut schlucken, dann seinen zischenden Atem und sah auch, wie Irvin Clanton zusammenzuckte, als hätte er einen elektrischen Stromschlag bekommen.

Sollte er doch?

Nein, das Kreuz blieb liegen, ohne daß es eine Reaktion zeigte.

Kein Strahlen, kein Blitz, auch die Haut des Jungen verbrannte nicht unter zischenden Geräuschen. Es blieb kein einziger Abdruck zurück. Irvin Clanton war *nicht* zu einem Blutsauger geworden. Er hatte den Angriff tatsächlich überstanden.

»Puh.« Ich blies mir Luft gegen die Stirn, als ich wieder in die Höhe kam. »Das war hart, mein lieber Mann.«

Gillis faßte mich an. »Und? Ist er…?«

»Nein, er ist nicht. Wir sind wohl noch rechtzeitig gekommen. Der Schuß hat ihn gerettet.«

»Dem Himmel sei Dank«, stöhnte Gillis. »Ich hätte auch nicht gewußt, was ich seinen Eltern hätte sagen sollen.« Er nickte lächelnd.

»Sollen wir ihn schlafen oder ruhen lassen?«

»Es wäre am besten«, sagte Suko.

»Ja, ja!« Gillis nickte, wobei nicht zu erkennen war, ob er uns oder sich selbst damit meinte. »Kommen Sie bitte mit. Ich habe für besondere Gelegenheiten etwas im Schrank.«

»Einen Schluck?« fragte ich.

»Ja – und was für einen. Der Whisky hat seine zwanzig Jahre auf dem Buckel. Ein guter Freund schenkt mir hin und wieder eine Flasche. Man darf ihn nicht trinken, man muß ihn einfach genießen.«

Das taten wir auch. Gillis hatte recht. Selten zuvor hatte ich einen derart guten Tropfen getrunken.

Als die beiden anderen Kollegen zurückkehrten, bekamen sie große

Augen.

»Gibt es hier etwas zu feiern?«

Sergeant Gillis nickte mit ernstem Gesicht. »Wir feiern die Wiedergeburt unseres Kollegen und Freundes Irvin Clanton. Das ist doch immerhin etwas – oder?«

»Hä?«

Sie waren sprachlos. Gillis beeilte sich, ihnen zu erklären, weshalb wir es taten.

Zuerst glaubten sie uns nicht. Suko und ich mußten Gillis schließlich unterstützen.

»Das ist ein Hammer.«

Gillis hob sein Glas. »Cheers, Mr. Sinclair, cheers, Suko. Wir haben es geschafft, verdammt, wir haben es tatsächlich geschafft.« Er nickte bei jedem Wort. »Es gibt keine verdammten Vampire mehr. Den letzten werden wir morgen früh abholen lassen.«

Wir gaben keine Bemerkung ab, denn beide konnten wir seinen Optimismus nicht teilen.

Der Sergeant lehnte sich zurück. Er stellte das geleerte Glas zur Seite. »Was haben Sie vor?«

»Wir bleiben bis zum Hellwerden hier.« entschied Suko. »Oder was meinst du, John?«

»Ich habe nichts dagegen.«

»Im Bereitschaftsraum sind auch noch Betten frei.«

»Danke.«

Fünf Minuten später hatten wir uns hingelegt. Durch das Fenster drang der Schein des Vollmondes. Wir hörten auch die ruhigen Atemzüge des jungen Polizisten. Er schlief einer endgültigen Genesung entgegen.

Suko lag über mir. Ich hörte sein Räuspern.

»Was ist los?«

»Ich weiß nicht, John, aber mir will nicht in den Kopf, daß die Vampirplage tatsächlich vorbei sein soll. Ich habe eher das Gefühl, erst am Anfang zu stehen.«

»Wegen Mallmann, nicht?«

»So ist es.«

Ich ließ mir Zeit mit der Antwort. »Du wirst lachen, Alter, mir ergeht es nicht anders. Vielleicht war das, was wir erlebt haben, erst die Overtüre.«

»Was folgt danach?«

»Ein Drama, Suko, ein Drama…«

***

Lauder!

Eine kleine, malerische Stadt in den schottischen Bergen, nicht weit

von der im Süden gelegenen englischen »Grenze«. Ein Ort, wo die Welt noch in Ordnung schien. Überschaubar, nett, hier kannte jeder jeden, in Lauder setzte man sich zur Ruhe.

Und für Ruhe sorgte die Polizei in Person eines gewissen Sergeant McDuff.

Aber die Ruhe war trügerisch geworden. Auch an Lauder waren das Grauen und die unheimlichen Vorfälle nicht spurlos vorübergegangen, denn oft genug hatten die Mächte der Finsternis ihre Klauen nach Lauder und dessen Bewohner ausgestreckt.

Das hatte seinen Grund, denn in diesem Ort lebte der pensionierte Rechtsanwalt Horace F. Sinclair. Er hatte sich in seine schottische Heimat zurückgezogen und lebte, zusammen mit seiner Frau, in einem alten Haus am Hang und über dem Ort.

Über den Bergen lag ein herrlicher, wenn auch blasser Winterhimmel. Mit Schnee hatten die Bewohner in diesem Winter kaum etwas zu tun gehabt. Ein paar Tage nur war die weiße Decke liegengeblieben, bevor die warmen Winde sie wegtaute.

Das Grauen kann plötzlich und unerwartet wie ein Donnerschlag zuschlagen. Es kann sich auch sehr langsam in einen Ort oder ein Gebiet einschleichen, und das war in diesem Falle so.

Das Gespann erreichte Lauder aus südlicher Richtung. Zwei Pferde zogen einen Planwagen hinter sich her. Auf dem Kutschbock saß eine Frau, von deren Gesicht nicht viel zu sehen war, weil ein Tuch den Kopf verhüllte und ein Schleier gleichzeitig über die untere Hälfte gespannt war, so daß eigentlich nur die großen, dunklen Augen hervorstachen.

Das Gefährt rumpelte gemächlich in den Ort. Die hintere Ladefläche stand offen. Man konnte in den Planwagen hineinschauen und auch einen Mann sehen, der zwischen einigen Körben hockte und die Beine ausgestreckt hatte.

Die Kinder entdeckten den Wagen zuerst. Schnell hatte es sich bei ihnen herumgesprochen, und es war klar, daß sie dem Gefährt folgten, das selbst in einer verhältnismäßig abgelegenen Gegend wie dieser hier ungewöhnlich war.

Als Gruppe liefen sie hinter dem Gespann her, lachten und winkten, trauten sich aber nicht, den Wagen zu erklettern.

Der rumpelte auf seinen vier Rädern der Ortsmitte entgegen. Auf dem Kopfsteinpflaster hatten die Pferde Mühe, die Balance zu halten. Glattes Kopfsteinpflaster paßte eben nicht zu Hufen.

Der Ortskern von Lauder lag zu ebener Erde, rechts und links jedoch führten die Straßen steiler in die Höhe. Gärten und Häuser säumten sie, zwischendurch auch ein freies Stück Wiese, das keiner unbedingt bebauen wollte.

Die in einen dicken Mantel oder einen Umhang eingehüllte Frau

schaute weder nach rechts noch nach links. Sie nahm die neugierigen Blicke der Menschen nicht wahr oder wollte sie nicht sehen. Ihre Augen schauten geradeaus, als wollten sie irgend etwas am fernen Horizont erkunden.

Auf der rechten Seite, etwas versetzt und von rotem Pflaster umgeben, lag ein kleines Café. Es war ziemlich neu und als Wintergarten gebaut, so daß die Gäste das Gefühl hatten, im Freien zu sitzen.

Doch dicke Glasscheiben schützten vor Wind und Kälte.

Die Frau auf dem Kutschbock bewegte einen Zügel und lenkte die beiden geduldigen Pferde nach rechts. Ein Autofahrer mußte stoppen, um sie vorbeizulassen.

Am Rand der Straße und parallel zum Café hielt die Frau das Gespann an. Sie selbst blieb sitzen, beugte den Kopf nach vorn und schien auf ihre Knie zu schauen, die unter dem langen, blauschwarzen Umhang verschwunden waren.

Die Bewohner von Lauder unterschieden sich in nichts von denen anderer Städte oder Dörfer. Sie waren stehengeblieben, um den Wagen anzustarren. Nahe heran traute sich keiner. Es war so, als wäre er von einer unsichtbaren Grenze umgeben, an die sich jeder hielt.

Nicht die Frau verließ den Wagen, der Mann kletterte über den Band der Ladefläche.

Auch er war für einen Ort wie Lauder ungewöhnlich gekleidet.

Sein Haar konnte niemand sehen, weil es ein großer Hut mit breiter Krempe verdeckte. Die Krempe sorgte zudem für viel Schatten, so daß von seinem Gesicht kaum mehr als die untere Hälfte zu erkennen war, in der ein breiter Mund mit kantig wirkenden Lippen auffiel.

Auch der Mann trug dunkle Kleidung. Sie unterschied sich in der Farbe nicht von der der Frau auf dem Kutschbock und nicht von der seiner langen Koteletten, die man als unmodern bezeichnen konnte.

Ohne sich umzuschauen, schritt er auf das Café zu. Sein Mantel schwang wie eine Glocke über den Füßen, die Hände hatte der Mann in den Taschen des Mantels vergraben.

Zwei Frauen, die ebenfalls den Laden betreten wollten, hielten sich zurück.

Er drückte die Tür auf.

Von innen war er bereits gesehen worden. An der langen Verkaufstheke konnten sich die Kunden die Waren aussuchen, die auch zu den Tischen links gebracht wurden.

Dort saßen einige Gäste, die ihre Köpfe gedreht hatten, denn der Mann war jedem aufgefallen.

Die Besitzerin des Cafés wollte die Bedienung keiner Angestellten überlassen. Sie war als eine ziemlich forsche Person in Lauder stadtbekannt. Als sie den Fremden ansprach, zitterte ihre Stimme.

»Was kann ich für Sie tun?«

»Ich habe eine Frage, die Sie mir beantworten können.« Er sprach sehr leise. Jedem wäre sofort seine blasse Haut aufgefallen…

»Und welche?«

Aus dem Hintergrund des Cafés tauchte eine hühnenhafte Gestalt.

Breit, groß, mit einem roten Vollbart und ebenfalls roten Haaren.

Die Hände erinnerten in ihrer Größe an Schaufeln. Auch ohne eine Uniform zu tragen, wäre dieser Mann allein von seinem Aussehen her respektiert worden. Da er sich im Dienst befand, trug Sergeant McDuff eine Uniform.

Er kam mit den Bewohnern hervorragend aus, besonders mit den Kindern, für deren Sorgen und Nöten der alte Junggeselle stets ein offenes Ohr hatte.

McDuff war eben in Lauder eine Institution!

Der Fremde hatte ihn nicht gesehen. Als er die Frage stellte, war McDuff bereits auf Hörweite herangekommen.

»Ich suche die Sinclairs, Madam.«

»Ja, die wohnen hier.«

»Direkt oder…«

»Nein, nein, in einem der Häuser am Nordhang.«

»Danke.«

Die Besitzerin gewann etwas von ihrer Courage zurück. »Wollen Sie nichts kaufen? Der Duft allein muß Sie doch locken.«

»Welcher Duft?«

»Sie sind vielleicht gut…«

»Haben Sie denn Blut?« fragte er leise. Dann lachte er, drehte sich nach rechts, so daß er den links hinter ihm stehenden McDuff nicht sah und ging.

McDuff trat an die Theke. »Hör mal, Cilly, habe ich da wirklich richtig gehört? Der fragte nach, Blut?«

»Ja.«

»Und nach den Sinclairs?«

»Auch.«

»Danke, Cilly.«

»Was willst du denn jetzt machen, McDuff?«

Der Sergeant gab keine Antwort. Mit schnellen Schritten verließ er das Café.

McDuff gehörte zu den Personen, die schon des öfteren in den Kreislauf des Grauens hineingeraten waren, der Lauder gefangenhielt. Er wußte, daß es Dinge gab, denen man nicht ausweichen konnte, wenn sie einmal aus dem Verborgenen hervortraten. Gerade zu den beiden Sinclairs verband ihn ein freundschaftliches Verhältnis und auch zu ihrem in London lebenden John, einem Oberinspektor bei Scotland Yard und Spezialist darin, was die Bekämpfung von

Dämonen und anderen Wesen der Finsternis anging.

Der Sergeant verließ das Café. Bevor der Fremde seinen Planwagen noch erreichen konnte, holte er ihn ein. »He, Augenblick mal, Mister.«

Der Mann blieb stehen. »Ja…«

Da er keine Anstalten traf, sich umzudrehen, baute sich McDuff direkt vor ihm auf. Dabei mußte er feststellen, daß die beiden sich von der Größe her kaum etwas taten.

»Sie haben sich nach der Familie Sinclair erkundigt, nicht wahr?«

»Habe ich das wirklich?« Er sprach mit einem fremdklingenden Akzent in der Stimme.

»Ich hörte es.«

»Dann wird es wohl stimmen.«

»Was wollen Sie denn von Horace und Mary Sinclair?«

»Geht Sie das etwas an?«

»Eigentlich nicht, aber…«

»Dann fragen Sie auch nicht mehr weiter. Vielleicht soll ich Ihnen Grüße bestellen.«

»Ach so.«

Der Fremde kümmerte sich nicht um McDuff. Er ging an ihm vorbei und kletterte auf die Ladefläche.

Die Frau hatte sich auf dem Kutschbock so gedreht, daß sie parallel zum Wagen schauen konnte. Sie sah den knappen Wink, veränderte die Haltung und ließ die Peitsche knallen.

Die Tiere zogen an.

McDuff kam sich vor wie ein begossener Pudel. So wie dieser Kerl hatte ihn bisher kaum jemand abfahren lassen. Das kam schon einer Unverschämtheit gleich.

Allerdings hatte er sich nichts zuschulden kommen lassen. Mit einem Planwagen konnte jeder durch Schottland fahren. Dieses *Trekking* war sogar in Mode gekommen. Zahlreiche Touristen verbrachten ihre Ferien auf diese oder ähnliche Art und Weise.

Und das Aussehen eines Menschen war auch nicht entscheidend.

Niemand konnte etwas dafür. Wer sein Gesicht verschleierte, der tat es aus dem Glauben heraus.

McDuff schaute dem Wagen nach. Er stand da wie eine Säule, die Finger der rechten Hand im roten Bart versteckt. Das Gespann rollte dem Ortsende entgegen und bog nicht in die Straße ab, die zu den beiden Sinclairs führte.

McDuffs Mißtrauen wäre nicht einmal so groß gewesen, hätte sich der Kerl in dem Café nicht nach Blut erkundigt. Das machte den Sergeant mißtrauisch, obwohl es sich bei der Frage auch um einen Scherz handeln konnte, wie er gern zugeben würde.

Dennoch, da blieb ein Rest zurück…

Hastige Schrittgeräusche unterbrachen seine Gedanken. Cilly hatte

ihr Café verlassen, sich eine gelbe Strickjacke übergezogen und lief auf ihn zu.

»Na, McDuff, was hat er gesagt?«

»Nichts.«

»Das kannst du mir nicht erzählen.«

»Es stimmt aber.«

»Sag schon!«

»Nein, Cilly, auch wenn er mir Informationen gegeben hätte, ich würde es *dir* nicht sagen.«

»Verstehe, Sergeant. Du meinst, daß ich den Mund nicht halten kann, wie?«

»So ist es.«

»Wer hat dir das denn gesagt? Mein Mann, dieser komische Kauz? Ihr hockt ja oft genug zusammen am Stammtisch und…«

»Cilly, das braucht mir keiner zu sagen. Wir kennen uns eben schon zu lange.«

»Ja, es wird Zeit, daß du heiratest.«

McDuff lachte. »Sorry, aber dein Gatte ist mir abschreckendes Beispiel genug. Ich weiß, daß du noch eine Schwester hast, die sich…«

»Laß meine Schwester aus dem Spiel. Außerdem hast du deinen Kaffee noch nicht ausgetrunken.«

»Kipp ihn weg.«

Sie streckte die Hand aus. »Dann bekomme ich noch Geld von dir. Kaffee, zwei Eier, Schinken…«

»Wieviel?«

Sie nannte den Betrag und bekam ihn auf den Penny ausbezahlt.

»See you, Sergeant.«

»Hoffentlich nicht so schnell.«

Der Wagen war verschwunden. Keine Spur deutete mehr auf ihn hin. Gekommen wie ein geisterhaftes Machwerk und ebenso spukhaft wieder den Ort verlassen.

Hatte der das tatsächlich?

McDuff dachte darüber nach, während er der kleinen Polizeistation entgegenschritt, die ihm unterstand. Der Mann und die Frau hatten ihm nicht den Eindruck gemacht, als wären sie aus Spaß nach Lauder gekommen. Da mußte irgend etwas dahinterstecken.

Im Office des Sergeants roch es nach kalten Pfeifentabak. McDuff stopfte sich gern eine, wie er das immer nannte. Er nahm hinter dem wuchtigen, mit Brandflecken und Kritzeleien übersäten Schreibtisch Platz, schob das Kissen auf seinem Hocker zurecht und hielt die Flamme des Streichholzes gegen die Öffnung des Pfeifenkopfs.

Die Glut fraß sich in die Fäden hinein, erste Wolken stiegen der Decke entgegen. Aromatischer Geruch schwängerte das Dienstzimmer.

Wie dem auch sei, es konnte nicht schaden, die beiden Sinclairs

vorzuwarnen.
Die Telefonnummer hatte McDuff im Kopf. Schließlich gehörte das Ehepaar zu seinen Freunden.
Sosehr er sich auch bemühte, er bekam leider keine Verbindung.
Weder Mary noch Horace Sinclair waren im Haus.
Das wiederum gefiel ihm nicht. Er konnte sich auch nicht vorstellen, wo sie hingegangen waren. Er dachte wieder über das Blut nach, das dieser Fremde hatte haben wollen.
Tatsächlich nur ein Scherz?
McDuff war da skeptisch. Er hatte einiges hinter sich und glaubte auch an gewisse Geschöpfe.
Wie eben Sinclair junior!
Das war die Lösung. Vielleicht wußte er, was dieser Fremde bezweckt hatte. Es konnte durchaus sein, daß der Mann und die Frau dem Geisterjäger bekannt waren.
Also telefonierte er mit London. Im Büro wurde abgehoben. Es meldete sich eine gewisse Glenda Perkins. McDuff wußte, daß sie Sinclairs Sekretärin war.
Er stellte sich vor – Glenda war informiert – und bat um ein Gespräch mit dem Geisterjäger.
»Tut mir echt leid, Sergeant, aber John Sinclair ist nicht im Hause.«
»Ha«, McDuff paffte, »das ist aber dumm, ist das.«
»Kann ich etwas ausrichten? Sie können auch eine Nachricht auf Band sprechen, wenn Sie möchten.«
»Klar, Mädchen, selbstverständlich.« Die Idee fand McDuff ausgezeichnet, und so hinterließ er für den Geisterjäger eine akustische Nachricht. Als er sie beendet hatte, wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Die Rede hatte ihn angestrengt.
»War noch etwas, Sergeant?« erkundigte sich Glenda im fernen London.
»Reicht das nicht?«
Sie lachte. »Natürlich. Ich nehme an, daß John Sinclair zwischendurch anrufen wird.«
»Wo steckt er denn?«
»Ganz in Ihrer Nähe. Er und Suko halten sich im Süden Schottlands auf.«
»Und das sagen Sie erst jetzt?«
»Sie haben mich danach doch nicht gefragt.«
»Stimmt, aber…« McDuff überlegte. »Dann bestünde die Chance, daß er vorbeikommt.«
»Wenn es der Job zuläßt, Sergeant. John besucht seine Eltern sehr gern, wenn es die Zeit zuläßt.«
»Das weiß ich. Vielen Dank noch mal.«
»Nichts zu danken – bye.«

McDuff schüttelte den Kopf, als er den Hörer wieder auf die Gabel des schwarzen Telefons gelegt hatte. Das war wirklich ein Ding. Da trieb sich John Sinclair nicht einmal weit von Lauder entfernt herum, und er, McDuff, mußte mit London telefonieren, um den Geisterjäger auf diesem Umweg eine Nachricht zukommen zu lassen.

Das Leben schlug oft seltsame Kapriolen. Er merkte, daß seine Pfeife ausgegangen war, zündete sie erneut an und verbrannte sich vor Schreck fast die Finger, da die Tür heftig aufgerissen wurde.

Mit hochrotem Kopf stürmte Cilly, die Bäckersfrau, in das Büro.

Fluchend schleuderte McDuff das Zündholz in den Ascher. »Verdammt, was willst du denn hier?«

Sie blieb so dicht vor dem Schreibtisch stehen, daß sie sich mit beiden Handflächen auf die Platte stützen konnte. »Was ich hier will, McDuff? Ich will eine Meldung machen, verdammt, um mal in deinem Tonfall zu bleiben. Eine Meldung, verstehst du?«

»Na und?«

»Er hat wieder angerufen.«

»Was heißt hier wieder, und wer ist er?«

»Dieser Kerl, der Fremde, der Dunkle, der mit dem Planwagen gekommen ist.«

»Er hat also angerufen.«

»Ja.«

»Und was hat er gesagt? Was wollte er von dir? Red schon, verflixt noch mal.«

»Er hat gesagt…« Cilly holte tief Luft. »Er hat also gesagt, daß er, weil er kein Blut bekommen hat, sich welches holen will. Und zwar bei uns, McDuff.«

Der Sergeant war so überrascht, daß ihm diesmal die Pfeife aus der Hand fiel…

***

Gillis mochte es gut gemeint haben, uns schlafen zu lassen, aber weder mir noch Suko paßte es in den Kram. Als wir erwachten, war bereits die achte Stunde des Tages angebrochen, und wir schauten in das lächelnde Gesicht des Sergeants, der kaum übernächtigt wirkte.

»Die Kollegen sind jetzt da«, sagte er. »Ich habe sie bereits eingeweiht und Ihnen außerdem noch ein kleines Frühstück vorbereitet.«

»Danke, Sergeant, vielen Dank!« Ich wischte über meine Augen.

»Das ist alles nett, Sie hätten uns trotzdem früher wecken können, wirklich.«

»Das kann sein, Mr. Sinclair. Weder Sie noch der Inspektor haben mir eine Uhrzeit genannt.«

»Ja, das war unser Fehler«, meldete sich Suko und schaute auf das dritte der vier Betten, das leer war. »Wo steckt denn Ihr junger Kollege

und unser Schützling?«

»Ich habe ihn nach Hause bringen lassen. Oder hätten Sie etwas dagegen gehabt?«

»Nein, ist schon okay.«

Von der Tür her meldete sich Suko. »Ich gehe schon mal in den Waschraum.«

»Leg aber einen Zahn zu.«

Man konnte ja sagen, was man wollte, der verhältnismäßig lange Schlaf hatte mir gutgetan. Ich fühlte mich erfrischt und gut aufgelegt zu neuen Taten.

Da Suko sich noch wusch, wollte ich die Zeit nutzen und mit London telefonieren.

Dazu kam es vorerst nicht, denn die beiden Telefone waren besetzt. Es herrschte Hochbetrieb. Nach Wäsche, Rasur und Frühstück klappte es schließlich.

Glenda meldete sich sehr schnell. »Ha!« lachte sie aus London her.

»Das ist ein Ding.«

»Was?«

»Das du anrufst.«

»Ich wollte mich nur…«

Sie ließ mich nicht ausreden. »Ich habe vor gut zehn Minuten ebenfalls einen Anruf aus Schottland erhalten.«

»War es mein Vater?«

»Nein, aber so falsch liegst du nicht. Es war ein gewisser Sergeant McDuff.«

Ich krauste die Stirn. »Was wollte er?«

»Das kann er dir selbst sagen. Ich habe das Gespräch auf Band. Spitz mal die Ohren.«

Nichts, was ich in den folgenden Minuten lieber getan hätte, auch wenn mir das, was ich zu hören bekam, überhaupt nicht paßte und ich das verdammt kalte Gefühl im Nacken spürte, ein Vorbote eines drohenden Unheils.

»Was sagst du dazu, John?« Glenda fragte es nach dem Ablaufen der Kassette.

»Das gefällt mir überhaupt nicht. Hat er noch irgendwelche Namen genannt? Ich meine, wie dieser Fremde…«

»Nein, gar nichts.«

»Okay, Glenda. Sag Sir James, daß Suko und ich uns noch hier oben etwas umsehen werden.«

»Mach ich, John.«

Das verdammte Gefühl blieb im Nacken. Ich legte den Hörer langsam auf die Gabel. Der Sergeant störte sich an meinem Gesichtsausdruck. »Was ist denn mit Ihnen, Sir?«

»Nicht viel. Bis auf eine Sache. Dieser Fall scheint noch in den

Kinderschuhen zu stecken und sich allmählich zu entwickeln.« Ich drehte mich scharf um.

Suko hatte mich beobachtet. »Miese Nachrichten?«

»Wahrscheinlich. Wir fahren nach Lauder.«

»Was? Wieso?«

»Das erkläre ich dir im Wagen, komm.«

Ich kam mir plötzlich vor, als würde ich neben mir selbst hergehen. Vampire in Lauder, das war kein Zufall. Es steckte Methode dahinter. Nicht nur, daß meine Eltern dort wohnten, ich war mir fast sicher, daß Will Mallmann damit anfing, seinen ganz persönlichen Rachefeldzug gegen meine Familie zu unternehmen.

Auch wenn mein Vater schon einen Vampir persönlich erledigt hatte, gegen diese brutalen Intrigen kam er nicht an. Da ließ ihn der ehemalige Kommissar in die Falle laufen.

Zehn Minuten später dampften wir ab, begleitet von den guten Wünschen der Kollegen.

Natürlich mußte Suko wieder fahren. Er scheuchte den Wagen auch so gut wie möglich, wobei er sich jedoch an die Tempolimits hielt oder sie nur knapp überschritt.

Mit tonloser Stimme berichtete ich, was ich am Telefon erfahren hatte. Suko gab kaum einen Kommentar dazu und wenn, dann nickte er einige Male.

Trotzdem reagierte er auf seine Weise. Er gab Gas und kümmerte sich etwas weniger um die bestehenden Tempolimits…

***

»Ich begreife es nicht«, sagte Horace F. Sinclair. »Ich begreife nicht, was im Kopf deines Sohnes vorgeht, Mary.«

»Er ist auch dein Sohn!«

»Stimmt!«

»Dann hör auf mit den Vorwürfen! John wird schon seine Gründe gehabt haben.«

»Um uns ins Gelände zu schicken?« Horace Sinclair hob die Schultern. Er konnte sich darauf keinen Reim machen. Der Anwalt war ein stattlicher, hochgewachsener Mann mit eisgrauen Haaren. Wer ihn ansah, hielt es kaum für möglich, daß ein Mensch wie er nicht mehr arbeitete. In der Tat saß Horace F. Sinclair nicht nur müßig herum, er hatte genügend Aufgaben übernommen. Amtlich und ehrenamtlich, so daß der Begriff Müßiggang für ihn ein Fremdwort war.

Seiner Frau Mary war es eigentlich zuviel. Sie hätte lieber einen ruhigeren Ehemann gehabt, ihr reichten die Aktivitäten ihres Sohnes im fernen London schon.

Auch sie wunderte sich, daß John sie indirekt in diese einsame

Gegend außerhalb der kleinen Stadt Lauder bestellt hatte. Das schottische Hochland zeigte sich hier von seiner wildromantischen Seite.

Vor ihnen lag ein Hochtal, eigentlich ein Sumpfgebiet, ein Mekka für Vögel. Im Hintergrund zeichnete sich dichter Wald auf, der einer sanften Hügelformation folgte, die schließlich im grauen Gestein der Berge mündete.

Ein Fremder hatte sich in John Sinclairs Namen gemeldet. Eine Stimme, die weder Mary noch ihr Mann kannten. Sie hatten überlegt, ob sie der Aufforderung Folge leisten sollten und waren schließlich auf Drängen des Anwalts losgefahren.

Horace F. Sinclair fühlte sich gut. In den letzten Tagen besonders.

Da war er viel draußen an der frischen Luft gewesen, hatte lange Fahrten oder Spaziergänge unternommen und auch oft darüber gesprochen, wie es ihm vor nicht allzu langer Zeit gelungen war, einen Vampir-Gnom zu pfählen. Damit war er selbst seinem Sohn zuvorgekommen und hatte ihm praktisch das Leben gerettet.

»Lange warte ich aber nicht«, sagte Mary Sinclair. Sie drehte ihr Gesicht dem Wind zu, der von Norden her seinen Weg über die Berge fand und ihnen ins Gesicht blies.

»Das brauchst du auch nicht.«

»Woher weißt du das?«

Horace lachte. »Ich spüre es.« Er schaute seine Frau an. »Du siehst gut aus, Mary. Die frische Luft schadet uns beiden nicht. Sie ist besser als alle Kosmetik.«

»Alter Schmeichler.« Mary errötete leicht. In der Tat besaß sie kaum Falten. Sie gehörte zu den Frauen, die irgendwie alterslos wirkten und zu denen man sofort Vertrauen faßte. Ihr graues Haar trug sie als modernen Kurzhaarschnitt, dem auch der böige Wind nichts anhaben konnte.

Mary Sinclair gehörte zu den Menschen, die gern lachten. Beide waren im Ort bekannt und beliebt, aber man wußte auch, daß die Sinclairs nicht ganz ungefährlich lebten, denn ihr John war ein Mensch, der sich mit Geistern und Dämonen herumschlug. Diese wiederum lauerten oft auf eine Chance, dem Yard-Mann eins auswischen zu können.

Das vor den Sinclairs liegende Sumpfgebiet hatte eine winterlich braune Farbe bekommen. Der Wind strich wie mit streichelnden Händen über das hohe Gras und kräuselte die Oberflächen manch kleiner Seen, die in dem Sumpfgebiet aussahen wie dunkle Augen.

Es war kein gefährliches Gelände im eigentlichen Sinne. Man konnte es durchwandern, ohne Angst haben zu müssen, irgendwann einzusinken. Sogar zwei Straßen führten durch den Sumpf.

Genau dort, wo sie sich kreuzten, hatte der unbekannte Anrufer die

beiden Sinclairs hinbestellt. Sie waren mit dem Geländewagen gekommen, den Horace F. Sinclair fuhr. Der Range Rover mit seinem Allradantrieb hatte sich schon oft bezahlt gemacht, wenn es darum ging, steile und rutschige Strecken zu überwinden.

Mary Sinclair öffnete die Beifahrertür und holte eine Warmhaltekanne sowie zwei Tassen hervor.

»Was ist das denn?«

»Kaffee, Horace, ich habe dir Kaffee gekocht.«

»Dir nicht?«

»Natürlich auch.« Sie schenkte ein und fragte ihren Mann: »Wie lange willst du eigentlich hier warten?«

»Keine Ahnung.«

»Eine Zeit hat der Anrufer nicht gesagt?«

Horace F. Sinclair stellte die Tasse ab und schüttelte den Kopf.

»Nein, überhaupt nicht.«

»Ich begreife das nicht. Wir sind nicht ganz bei Trost. Stellen uns hier hin und warten darauf, daß etwas geschieht. Dabei hätte ich im Haus noch einiges zu tun.«

»Was denn?«

»Ich wollte mich um die Sommerpflanzen kümmern, die im Keller überwintern.«

Horace winkte ab. »Das hat doch Zeit.« Er klemmte die Tasse zwischen seine Handflächen und trank die heiße Flüssigkeit in kleinen Schlucken. Dabei umspielte ein Lächeln seine Lippen. Ihm machte es nichts aus, an dieser Kreuzung zuwarten, weil er das Gefühl nicht loswurde, bald wieder ein Abenteuer zu erleben. Sinclair gehörte zu den Menschen, die alles taten, die man durch vieles begeistern konnte, die nur nicht herumsitzen wollten und Däumchen drehten.

Mary schaute ihren Mann scharf an. »Wenn ich dich so sehe, und ich kenne dich lange genug, dann habe ich das Gefühl, daß du wieder etwas ausheckst, Horace.«

»Ich?«

»Tu nicht so unschuldig, alter Mann!«

»Also hör mal. Alter Mann ist etwas übertrieben.«

»Jung bist du auch nicht mehr.«

»Das stimmt.«

»Deshalb solltest du dich nicht übernehmen. Es geht nicht immer so glatt wie vor einigen Monaten, als du diesen Zwerg hast stellen können.«

»Da war ich schneller als unser Herr Sohn.«

Sie streichelte seine Wangen. »Zufall, Horace, der reine Zufall.«

»Gib mir noch einen Schluck.«

Die Kanne stand neben Mary. Über dem Tassenrand breiteten sich die Dampfschwaden aus und stiegen als feine Nebel gegen das Gesicht des

Anwalts. Er drehte sich von seiner Frau weg. Sein Blick glitt hinein in das freie Gelände.

Da sah er den Wagen!

Er war noch ein gutes Stück entfernt, aber deutlich zu erkennen.

Beide Sinclairs konnten nur staunen. Sie hatten ein normales Fahrzeug erwartet. Was da jedoch über den Weg von Norden her kommend in ihre Richtung fuhr, konnte man beim besten Willen nicht als Auto bezeichnen. Es war ein Pferdegespann.

Zwei Tiere zogen einen Wagen, dessen halbrunde Plane über die Rücken der Tiere hinwegragte. Auf dem unebenen Weg schaukelte das Gefährt und tanzte auch hin und wieder über Bodenrinnen und Wellen hinweg.

Über ihnen lag ein weiter, schottischer Winterhimmel. Von der Farbe her blaßblau, aber versehen mit langen Wolkenstreifen, die ein unregelmäßiges Muster bildeten.

Wie scharf gezeichnet malte sich das Fuhrwerk unter dem Himmel und auf der Straße fahrend ab.

Wer auf dem Bock saß, konnten die Sinclairs nicht erkennen, machten allerdings aus, daß es sich bei ihnen um zwei Personen handelte. Horace hatte seine Brille aufgesetzt. »Das sind sogar ein Mann und eine Frau«, meldete er.

»Kennst du sie denn?«

»Nein, Mary, die habe ich noch nie zuvor gesehen. Ich bin mir noch nicht sicher, ob es die beiden sind, die wir hier treffen sollen und die in Johns Namen angerufen haben.«

Mary strich durch ihr Haar. »Haben sie wirklich in Johns Namen angerufen?«

»Wie meinst du das denn?«

»Ich bin mißtrauisch geworden. Vielleicht wollen sie uns in eine Falle locken.«

Sinclair streckte dem anfahrenden Gespann seinen Arm entgegen.

»Die?« lachte er, »das glaube ich einfach nicht.«

»Sei etwas vorsichtig mit deinen Äußerungen, Horace. Du weißt nicht, was sich unter der Plane verbirgt. Auf der Ladefläche kann einiges versteckt sein.«

»Warte es ab.« Horace F. Sinclair steckte seine Brille wieder weg.

Er war gespannt, ob die beiden tatsächlich zu ihnen wollten oder vorbeifuhren. Auch Sinclair wußte darüber Bescheid, das Trekking momentan sehr »in« war. Selbst im Winter ließen es sich manch abgehärtete Urlauber nicht nehmen, mit Planwagen durch das Hochland zu reisen.

Der Wind trug ihnen die Geräusche des anfahrenden Fuhrwerks entgegen. Sie hörten das Malmen der Räder auf dem alten Straßenbelag, der zahlreiche Löcher, Risse und Mulden aufwies. Das

Fell der beiden Pferde schimmerte schwarzblau. Die Tiere trotteten in der gewohnten Gangart dahin. Die beiden auf dem Bock hatten es nicht eilig.

»Die Frau sieht komisch aus«, sagte Mary.

»Wieso?«

»Mir kommt es vor, als würde sie einen Schleier vor ihrem Gesicht tragen.«

Horace lachte. »Du spinnst!«

»Nein, es stimmt.«

»Wir werden es sehen, wenn sie vom Bock steigen. Jetzt laß uns erst mal abwarten.«

Vom Gesicht des Mannes sahen sie ebenfalls nicht viel, weil er die breite Hutkrempe nach vorn gebogen hatte.

Mary verstaute die Kanne mit dem Kaffee wieder im Wagen. Als sie sich drehte, war ihr Mann bereits auf den Rand der Straße zugegangen. Dort wollte er das Fuhrwerk erwarten.

Vor den Mäulern der Pferde dampfte der Atem als Nebel. Das Geschirr knarrte, die Gebißketten glänzten matt, und der Wagen hinter den Tieren schaukelte und rumpelte weiter.

Längst hatten die beiden auf dem Kutschbock die Sinclairs sehen müssen, aber sie nahmen einfach keine Notiz von ihnen. Das wiederum wollte der gute Horace F. auch nicht auf sich sitzenlassen. Er setzte sich in Bewegung und blieb auf der Straßenmitte stehen, das Gesicht den ankommenden Pferden zugewandt.

»Sei nur auf der Hut, Horace!« warnte ihn seine Frau.

»Es geht schon klar.« Unwillig schüttelte er den Kopf. Es paßte ihm nicht, daß er manchmal wie ein kleines Kind behandelt wurde, doch ändern würde sich Mary nicht mehr.

Die Pferde wuchsen vor ihm in die Höhe. Bei jedem Schritt bewegten sie ihre Köpfe, als wollten sie dem Wartenden zunicken. Sie schnaubten leise, der Atem dampfte Sinclair entgegen. Er konnte zwischen den Pferden hindurchschauen und sah die beiden Personen auf dem Bock hocken, die noch immer keine Notiz von ihm nahmen.

Bis der Mann plötzlich die Zügel anzog. Unter der Hutkrempe wirkte sein Befehl wie das Kratzen aus einem alten Radio. Die Tiere kannten es; sie stoppten.

Da die Personen noch immer keine Anstalten trafen, vom Bock zu steigen, ging Horace F. Sinclair ihnen entgegen. An der linken Seite blieb er stehen. Die Pferde schnaubten und scharrten mit den Hufen über den Untergrund.

Sinclair schaute zu dem Mann hoch. »Haben Sie uns Bescheid gegeben, Mister?«

»Worüber?«

»Daß wir hier warten sollen.«

Der Mann drehte den Kopf, blickte auf die Frau, die ihre untere Gesichtshälfte noch verborgen hatte und hob die Schultern, was Sinclair ärgerte.
»Waren Sie es nun, oder waren Sie es nicht?« fragte er ärgerlich.
»Ja, wir waren es.«
»Schön. Immerhin etwas. Wollen Sie vom Bock steigen, oder soll ich zu Ihnen hochklettern?«
»Bleiben Sie…«
»Sie wollen sich so unterhalten?«
»Nein.«
Die Antworten paßten Sinclair nicht. »Hören Sie zu, Mister! Ich bin nicht gekommen, um mich von Ihnen hinters Licht führen zu lassen. Sie haben angeblich im Namen meines Sohnes gesprochen, wenn ich es richtig hörte. Jetzt will ich auch wissen, was Sie mit John zu tun haben, verdammt noch mal. Oder haben Sie seine Person nur als einen Vorwand benutzt?«
Der Mann im langen, dunklen Mantel hatte die Zügel festgehakt, um beide Hände frei zu haben. Den rechten Arm hob er an. Mit der Spitze des Zeigefingers berührte er die Hutkrempe, gab ihr den nötigen Druck und schob den Hut zurück.
Sein Gesicht lag frei!
Horace F. Sinclair erschrak. Er war kein ängstlicher Mensch, mit diesem Anblick hätte er nicht gerechnet. Die Hautfarbe erinnerte ihn an die Blässe einer Leiche. Unter der Haut malten sich die Knochen ab. Die Lippen wirkten wie zwei blasse Striche; ein Kinn existierte nur im Ansatz.
Ein schrecklicher Kopf…
Hinzu kamen die Augen. Dunkel, aber dennoch bleich. Mit einem müden und gleichzeitig gierigen Ausdruck versehen. In diesem Augenblick wurde Sinclair bewußt, daß der Mann auf dem Bock eine Gefahr darstellte. Er war kein Mensch, der vorschnell urteilte, nur konnte er sich in gewisser Hinsicht auf seine Gefühle verlassen. Hier sagte ihm die innere Stimme, daß etwas nicht stimmte.
»Wer… wer sind Sie?« ächzte er.
»Ich heiße Richard!«
»Und weiter?«
»Nichts weiter.«
Mary Sinclair hatte es am Straßenrand nicht ausgehalten. Auch sie spürte, daß etwas nicht stimmte. Auf dem Bock redete nur der Mann. Seine Begleiterin saß stumm neben ihm, ohne ein Wort zu sagen. Sie wirkte wie eine Figur.
Der Wind fuhr gegen ihre Kleidung. Er bewegte sie ebenso wie den Schleier, ohne ihn allerdings vom Gesicht wehen zu können, dazu saß er zu fest. Selbstverständlich machte sich Mary Sinclair ihre

Gedanken. War diese Person eine Mohammedanerin, die aus religiösen Gründen einen Schleier trug, oder hatte sie etwas zu verbergen. Vom Aussehen her stufte Mary sie als Südländerin ein.

Da die Frau keine Anstalten traf, Mary Sinclair anzusprechen, ging diese weiter und umrundete die beiden Pferde. Sie wollte bei ihrem Mann sein und bekam seine nächste Frage mit.

»Wie ist das mit meinem Sohn? Was wollte er? Woher kennen Sie ihn? Was hat er vor?«

Der Bleiche drehte sich – und trat zu!

Es war ein gemeiner, hinterhältiger Tritt, mit dem Horace nicht gerechnet hatte.

Die Schuhspitze hämmerte unter sein Kinn. Er hatte das Gefühl, in den Himmel gerissen zu werden, um dann jedoch gegen eine schwarze Wand zu fallen, die ihn aufsaugte.

Sie zog ihn in die Tiefe, aus der es kein Entrinnen gab. Daß seine Frau aufschrie, merkte er nicht, auch nicht, wie er zu Boden stürzte und regungslos liegenblieb.

Mary brauchte ihre Zeit, um die Überraschung zu verdauen. Sie starrte den Kerl auf dem Bock an und flüsterte: »Sind Sie wahnsinnig?«

Der Mann nickte nur.

Mary lief auf ihren Mann zu, kniete neben ihm nieder und hob seinen Kopf an. Daß sich das Holz des Bocks knarrend bewegte, nahm sie zwar zur Kenntnis, achtete aber nicht weiter darauf, denn Horace war ihr wichtiger. Beim Aufprall hatte er sich am Kopf verletzt. Eine kleine Wunde entließ Blut, das sich in den Haaren verteilte.

Sie war innerlich überdreht, wollte wieder hoch, da spürte sie den harten Druck einer Hand auf ihrer rechten Schulter. Diese Hand war wie ein Betonstempel.

»Du entkommst uns nicht mehr, Frau!«

Sie dachte über die Worte nach. Wieso sollte sie ihnen nicht mehr entkommen? Was hatte sie überhaupt getan? Sie kannte die beiden Menschen nicht, aber ihr auftauchen mußte indirekt mit John, dem Sohn, zusammenhängen.

Mary Sinclair hatte Mühe, die Worte zu formulieren. »Was… was soll das?«

»Du wirst jetzt aufstehen!«

»Und dann?«

Er zog sie hoch und half ihr auf die Beine. Mary warf einen Blick auf ihren Mann.

Meine Güte, wie blaß er aussah. Er lag da wie tot. Bleich und durchscheinend die Haut. Wie ein Mensch, der nie mehr auf die Beine kommen würde.

»Warum haben Sie es getan?« fragte sie leise. »Warum?«

Der Fremde schob sie weiter. Die Frau saß starr auf dem Kutschbock

und kümmerte sich um nichts.

Mary Sinclair bemühte sich, nach anderen Menschen Ausschau zu halten, doch sie sah keinen. Niemand war da, der ihr hätte zu Hilfe kommen können. Das flache Gelände war menschenleer. Nur der Wind wehte darüber hinweg, er konnte ihr nicht helfen.

Sie schritten am Planwagen entlang und blieben an der Rückseite stehen. Die Ladekante war in die Höhe geklappt. Mary mußte sich recken, um darüber hinwegschauen zu können, aber sie sah auf der Ladefläche nichts. Die Plane hielt die Dunkelheit fest.

Hinter ihr war der Fremde stehengeblieben. »Was haben Sie denn mit mir vor?« fragte sie. »Wollen Sie mich entführen?«

»Das wirst du sehen.« Den nächsten Satz sprach er an ihr vorbei und in die Ladefläche hinein. »Ich habe sie.«

Sekundenlang geschah nichts. Dann bewegte sich etwas auf der Fläche. Mary Sinclair konnte nichts erkennen, sie hörte nur die Geräusche, die sie irritierten.

Etwas schabte, dann bewegte sich jemand, der sich gleichzeitig in die Höhe drückte.

Eine Gestalt…

Mary Sinclair konnte erkennen, daß es sich dabei um einen Mann handelte. Er war dunkel gekleidet, aber sein Gesicht sah sie schon, als er sich auf den Rand zuschob.

Ein helles Gesicht, nein, ein bleiches mit dunklen Augen und ebenso dunklen Haaren.

Der Mann öffnete den Mund. Er grinste und fletschte gleichzeitig die Zähne.

Aber nur deshalb, weil er seine beiden besonderen Zähne hervorheben wollte, die aus dem Oberkiefer wuchsen. Sie waren spitz und sahen gefährlich aus.

Für Mary Sinclair gab es keinen Zweifel mehr. Sie war erfahren genug, um zu wissen, wen sie da vor sich hatte.

Einen Vampir!

***

Vampire brauchen Menschenblut. Wenn sie es nicht bekamen, verdorrten und vergingen sie.

Dieses Wissen schoß Mary durch den Kopf. Sie spürte, wie das Blut aus ihrem Gesicht wich und ihre Haut bleich wie die eines Blutsaugers wurde.

Was sollte sie tun?

Sie stand da, bewegte sich nicht und achtete kaum auf die Hand des Fremden, die sich gegen ihren Rücken legte, als wollte sie der Mann zu dem Vampir hinschieben.

Das falsche diabolische Lächeln blieb auf dem Gesicht. In den Augen

lag ein dunkler, kalter Glanz, als wäre das Licht des Bösen darin gefangen worden.

Auch diesen Mann hatte Mary Sinclair noch nie zuvor gesehen.

Dennoch kam er ihr irgendwie bekannt vor. Sie wußte nur nicht, wo sie ihn hinstecken sollte.

Hatte John vielleicht von ihm berichtet und ihn gleichzeitig auch beschrieben?

Möglich…

Der Vampir schob seine Hand über die Kante des vorstehenden Ladebretts hinweg. Seine gespreizten Finger näherten sich ihrem Gesicht, so daß die Kuppen über ihre Haut streicheln konnten.

Mary Sinclair bewegte ihre Schultern, als würde sie frieren. Etwas rieselte über ihren Rücken, sie wäre am liebsten im Boden versunken und hörte die Stimme des Vampirs, als er sagte: »Ja, das ist seine Mutter. Das ist Mary Sinclair…«

Auf die Worte achtete sie kaum. Für sie war einzig und allein die Stimme interessant. Mary konnte Dialekte unterscheiden. Sie wußte genau, ob ein Engländer, ein Schotte oder jemand vom Festland sprach. Dieser Vampir hier war ein Fremder. Er stammte nicht von der Insel, das hatte sie gleich herausgehört.

»Wer sind Sie?«

»Sie müßten mich kennen, Mrs. Sinclair. Wir haben uns nicht gesehen, aber Sie müßten mich kennen…«

»Nein – oder vielleicht…«

»Ich stamme aus Germany.«

»Deutschland?« wiederholte Mary Sinclair. »Und Sie… Sie kennen meinen Sohn?«

»Genau.«

»Woher denn? Was haben Sie…?«

»Ich kenne ihn gut. Wir haben oft genug zusammengearbeitet. Auch ich war so etwas ähnliches wie ein Polizist. Das bin ich nicht mehr, ich habe den Mantel des Kommissars ebenso abgelegt wie meine frühere Existenz. Jetzt lebe ich allein für die Aktion D. Ich will Blut, ich werde eine Vampir-Armee aufziehen.«

»Wer sind Sie denn?« schrie Mary.

»Will Mallmann!«

***

Da hatte sie die Antwort!

Wenn es möglich gewesen wäre, sie wäre, sicherlich noch blasser geworden.

Natürlich kannte sie Will Mallmann, den Kommissar Mallmann.

John hatte öfter von ihm gesprochen, wenn er zu Besuch in Schottland war. Und sie hatten sich dabei regelmäßig über Mallmanns

Autotick amüsiert. Er war hochangesehen und sollte nun Vampir sein?
Sie mußte es einfach glauben, denn das Gebiß des Mannes war echt. Außerdem hatte sie längst festgestellt, daß er nicht atmete. Er lebte und war trotzdem tot.

»Weshalb?« fragte sie.

»Ich will ihn!«

»John – nicht?«

»Ja, deinen Sohn. Er hat geschworen, mich zu jagen, aber ich werde ihm eine Falle stellen, darauf kannst du dich verlassen, Mary Sinclair. Und du wirst der Köder sein!«

So etwas Ähnliches hatte sie sich schon gedacht. Sie senkte den Kopf. Zu viele Gedanken schossen ihr durch den Schädel. Mary Sinclair konnte sie nicht in die Reihe bringen. Klar, einen besseren Köder konnte sich Mallmann nicht wünschen, aber sie dachte auch daran, daß Vampire Geschöpfe der Nacht waren und eigentlich am Tage nicht existieren konnten. Wieso lebte er?

»Warum liegen Sie nicht in einem dunklen Sarg? Weshalb nicht? Sind Sie kein echter Vampir?«

»Doch ich bin echt, darauf kannst du dich verlassen. Aber ich trank vom alten Blut. Das ermöglicht mir eine Existenz auch am Tage. Zwar bin ich geschwächt, aber ich kann im Freien überleben. Au ßerdem werden wir uns gleich verbergen, denn meine beiden Freunde, Fatima und Richard sind ebenfalls Vampire.«

Mary Sinclair wollte es genau wissen und drehte den Kopf.

Richard grinste sie an. Seine beiden Zähne schimmerten wie kleine Messer.

Nun war Mary Sinclair klar, daß man sie eingekesselt hatte. Eine Chance, aus dieser Lage zu entwischen, bestand nicht mehr. Sie war ihnen ausgeliefert.

»Heb sie hoch, Richard!«

Zwei Hände packten die Frau. Ein kurzer Ruck, sie schwebte über dem Boden, wurde nach vorn gekippt, so daß Mallmann zugreifen konnte.

Spielerisch und irgendwie leicht hob er sie in die Düsternis unter der Plane.

Er starrte sie an. Mary nahm den widerlichen Geruch auf. Dann sagte er: »Irgendwann werde ich auch dein Blut trinken, Mary Sinclair…«

***

Die Welt verschwamm für Horace F. Sinclair zu einem eingenebelten Karussell, das sich rasend schnell drehte und ihm immer wieder in neue Runden hineindrückte.

Er erwachte nur intervallweise aus seiner Bewußtlosigkeit und spürte gleichzeitig die Schmerzen, die seinen Schädel durchzogen wie scharfe

Bisse.

Als scharf empfand er auch den Wind, der ihm entgegenfuhr und sein Gesicht erwischte, als wollte er das Tränenwasser aus seinen Augen fortwischen.

Er kniete auf der Straße, hielt seinen Kopf gesenkt, konnte die Übelkeit nicht mehr länger unterdrücken und mußte sich übergeben. Danach ging es ihm wieder etwas besser, auch wenn er kaum auf die Beine kam.

Schließlich stand er doch, taumelte von der Straße weg und fiel gegen den abgestellten Range Rover, an dessen hohen Kotflügel er einen ersten Halt finden konnte.

Scharf atmete er ein. Nur allmählich erinnerte er sich an das schreckliche Geschehen.

Er durchfuhr ihn wie ein Schlag.

Mary!

Der Gedanke verwandelte sich in einen Schrei, als Horace sich drehte und auf die leere Straße schaute.

Sie war nicht mehr da. Mary war verschwunden. Ebenso der Planwagen und die beiden Fremden.

Alles weg…

Nur er nicht, ihn hatten sie zurückgelassen, aus welchen Gründen auch immer.

Eine Falle war es gewesen, eine Entführung, ein Kidnapping. Das schoß durch seinen von Schmerzen gepeinigten Kopf. Gleichzeitig wurde ihm bewußt, daß er etwas unternehmen mußte.

Aber wie – und was?

Horace F. Sinclair fühlte sich verdammt schlecht. Ausgelaugt, ausgebrannt. Schmerzen durchtobten seinen Kopf wie glühende Pfeile, beeinträchtigten sein Denken.

Doch hinter allem stand klar und scharf die Tat als gewaltige Drohung. Mary, seine Frau war entführt worden! Er kannte den Grund nicht, konnte sich aber vorstellen, daß er mit John zusammenhing.

Zunächst war Lauder wichtig. Er *mußte* einfach in den Ort. Zu Fuß würde er es nie schaffen. Auf Hilfe warten kam ebenfalls nicht in Frage, denn um diese winterliche Zeit verirrte sich kaum jemand in die einsame Gegend des Hochlandsumpfes.

Es blieb der Wagen!

Horace F. Sinclair gehörte zu den Menschen, die von der Verantwortung getragen wurden. Er hatte sein gesamtes Leben verantwortlich gegen sich selbst und andere gehandelt. Und es war unverantwortlich von ihm, jetzt in den Wagen zu steigen und in Richtung Lauder zu fahren.

Nur gab es keine andere Möglichkeit. Er mußte in den Wagen steigen und losfahren.

Einen Vorteil hatte er. Bis zum Ortseingang gab es kaum Gegenverkehr. Wenn er dann noch durchhielt, konnte er vielleicht seinen Freund McDuff erreichen.

Sinclair stieg in den Wagen. Es war mühsam. Die Bewegungen erfolgten im Zeitlupentempo. Er bekam die Beine kaum hoch und kroch förmlich über den Sitz auf das Lenkrad zu.

Daß der Zündschlüssel steckte, nahm er nur verschwommen wahr. Er faßte beim ersten Versuch daneben, der zweite klappte besser. Im Kopf tuckerte und pochte es. Besonders dort, wo sich die Platzwunde befand, war es schlimm.

Horace F. Sinclair biß die Zähne zusammen. Er durfte nicht an sich selbst denken, sein Zustand interessierte nicht. Er würde ihn überwinden können.

Sinclair startete. Er spürte das Schütteln, die Schmerzen nahmen zu, er kämpfte weiter und schaffte es, den Wagen auf die Straße zu fahren, wo sich das graue Asphaltband ständig zu verändern schien.

Ihm wurde wieder übel, aber er hielt durch, ließ es nicht zu einer zweiten Bewußtlosigkeit kommen, denn der Gedanke an seine Frau Mary trieb ihn voran.

Er wollte sie retten, er mußte sie retten…

***

Sergeant McDuff hatte sich seit unserer letzten Begegnung nicht verändert, war noch immer der gleiche Bilderbuch-Schotte oder Ire und konnte es nicht fassen, daß wir ihm gegenübersaßen, denn er schüttelte permanent den Kopf.

»Ich habe vor kurzem noch mit Miß Perkins telefoniert. Sie sagte mir ja, daß Sie sich in der Nähe aufhalten. Aber daß Sie so schnell hier sind, hätte ich nicht gedacht.«

»Auch ich sprach mit London.«

McDuff saugte an seiner Pfeife und schaute den grauen Wolken nach, die sich unter der Decke verteilten. »Ich habe selbst gehört, wie dieser Fremde im Café sich nach Blut erkundigte und nach Ihren Eltern, John. Das heißt, Cilly hat es mir gesagt.«

»Wer ist Cilly?«

»Die Besitzerin des Cafés.«

»Noch einmal von vorn, Mr. McDuff und alles bitte der Reihe nach. Wie ist das gelaufen?«

Er war ein netter Kerl, auch ein guter Polizist, doch das Denken und Sprechen hatte er nicht erfunden.

Nach einigen Minuten wußten wir endlich Bescheid, auch über diese Warnung, die Cilly telefonisch erhalten hatte. »Er will sich also Blut bei uns holen!« flüsterte der Sergeant. »Stellen Sie sich das einmal vor. Wie kann er das gemeint haben?«

»Sie haben ihn doch gesehen!« sagte Suko.
»Stimmt.«
»Sah er aus wie jemand, der sich Blut holen will?«
»Meinen Sie Blutkonserven?«
»Nein, ich denke da an einen Vampir.«
»Ach so, ja.« McDuff schüttelte den Kopf. »An einen Vampir kann ich nicht glauben.«
»Warum nicht?«
McDuff schaute durch das Fenster auf die Straße, wo Sukos BMW stand und nicht nur von Jugendlichen bestaunt wurde. »Vampire sind doch Geschöpfe der Nacht, wie ich weiß. Die lassen sich am Tag nicht sehen. Deshalb glaube ich nicht daran.«
Als er unsere etwas skeptischen Mienen sah, wurde er unsicher.
»Oder habe ich etwas falsches gesagt?«
»Nein«, erwiderte ich, »im Prinzip haben Sie schon recht. Aber wir haben leider die Erfahrung machen müssen, daß sich auch Blutsauger nicht mehr an die uralten Regeln zu halten brauchen. Im Normalfall schon, doch es gibt andere.«
»Die auch tagsüber jagen?«
»Ja, da sind sie zwar wesentlich schwächer, aber sie probieren es immer wieder.«
Er schluckte. »Und was, so meinen Sie, haben die beiden mit Ihren Eltern zu tun? Ich will nichts gegen Zigeuner gesagt haben, aber sie sahen tatsächlich so aus wie die Leute vom fahrenden Volk. Dazu paßte auch der Wagen.« Er hob beide Hände und zeichnete einen Schleier vor sein Gesicht. »Die Frau trug ihn. Die war so verschleiert, daß ich von ihrem Gesicht überhaupt nichts erkennen konnte. Bei ihm, da hing die Hutkrempe ziemlich tief, so daß sie einen Schatten bilden konnte. Ich muß Ihnen ehrlich sagen, ich war entsetzt.«
Ich winkte ab. »Das wird sich wieder geben. Wichtig ist, daß ich meine Eltern erreiche.«
»Sie waren nicht da.«
Ich zog den Telefonapparat zu mir heran. »Das werden wir gleich feststellen.«
Die Rufnummer meiner Eltern kannte ich auswendig. Ich ließ einige Male durchklingeln, ohne daß sich etwas tat. Die beiden waren tatsächlich nicht zu Hause.
Gedankenverloren schob ich den schwarzen Apparat wieder zurück. Wo konnten sie stecken?
Suko merkte, daß ich mir Gedanken darüber machte. »Nimm es locker, John. Vielleicht solltest du froh sein, daß die beiden nicht im Hause sind. Da kann Ihnen auch nichts passieren.«
»Das wäre eine Möglichkeit.«
McDuff legte seine Pfeife weg und beugte sich über seinen alten

Schreibtisch hinweg. Er schaute mich an und verzog die Lippen zu einem dünnen Lächeln. »Darf ich Ihnen eine Frage stellen?«

»Bitte.«

»Warum gerade Ihre Eltern? Weshalb hat sich dieser Fremde nur nach ihnen erkundigt?«

»Das möchte ich auch gerne wissen.«

»Dann kennen Sie den Grund nicht?«

»Nein, McDuff, nein. Ich bin auch nicht darüber informiert, welche Bekannten meine Eltern haben.«

»Fragt sich, ob es Bekannte waren.«

»Klar.«

Ich gab mich äußerlich gelassen, im Innern jedoch spürte ich eine Unruhe, die sich allmählich zu einer Angst steigerte. Ich hatte Angst um meine Eltern. Nicht grundlos hatte der Fremde immer wieder den Begriff Blut verwendet, Blut, Vampire und Will Mallmann.

Die drei Dinge bildeten ein gefährliches Dreieck, mit denen wir uns in den letzten Wochen beschäftigt hatten. Es war einfach schlimm, denn der ehemalige Kommissar und jetzige Vampir hatte uns ganz oben auf die Todesliste gesetzt. Wenn er eine Vampir-Armee aufbauen wollte, mußte er zunächst für gewisse Bedingungen sorgen. Das heißt, er mußte seine stärksten Gegner versuchen auszuschalten. Erst dann konnte er damit beginnen, die Armee aufzubauen.

Jeder, der sich mit einem Gegner beschäftigt, sucht nach Schwachpunkten.

Meine Eltern waren diese schwachen Punkte…

Schweiß trat mir auf die Stirn, als ich darüber nachdachte. Suko schaute mich von der Seite an. McDuff saß vor mir und schwieg.

»Was ist los, John?«

Ich hob die Schultern. »Wahrscheinlich denkst du ebenso wie ich, Suko. Sollen wir das bisher Erlebte als gewaltige Falle ansehen oder als ein Spiel, in dem wir die Marionetten sind?«

Der Inspektor hatte verstanden. »Dann gehst du davon aus, daß man uns nach Schottland gelockt hat.«

»Ja, zunächst an die Grenze, wo sich ein Vampir zeigte, der möglicherweise von Mallmann dazu gemacht worden ist.« Ich sprach immer schneller. »Der Vampir ahnte sicherlich, daß eine Fahndung lief. Und als wir dort waren, hatte er bereits damit begonnen, seine anderen Pläne in die Tat umzusetzen.«

»Welche anderen?«

»Die hier in Lauder.«

»Wo deine Eltern leben.«

Ich wischte über meine Stirn. »Ja.«

McDuff hatte zugehört. »Aber die sind zum Glück nicht da«, sagte er. »Wer immer es ist, er hat keine Chance, an sie heranzukommen. Sie

sind doch verschwunden.«

»Richtig. Und ich möchte auch gern zu ihnen fahren. Vielleicht sind sie ja im Haus, wobei es ihnen nur nicht möglich ist, ans Telefon zu gehen. Man kann sie auch gewaltsam zurückhalten.«

»Da ist was dran!« sagte McDuff und schlug mit der Faust auf den Schreibtisch. »Ich werde mit euch fahren.«

»Nein, lassen Sie das mal«, wehrte ich ab. »Wir kommen gut allein zurecht. Halten Sie hier die Stellung. Es kann doch sein, daß die beiden Fremden wieder zurückkehren.«

»Möglich.«

»Dann muß einer zumindest hier sein und warten.«

»Okay, Sie haben mich überzeugt.«

Suko war schon aufgestanden. Ich wollte seinem Beispiel folgen, als uns etwas anderes ablenkte.

Ein schriller, lauter Ton unterbrach die Stille der kleinen schottischen Stadt.

Zunächst wußte keiner von uns, was es war. Wir schauten uns an, hoben die Schultern. McDuff lief zur Tür, öffnete sie, das Geräusch wurde lauter und war auch von den Menschen draußen gehört worden, denn sie liefen zusammen, um nachzuschauen.

Auch uns hielt nichts mehr in der kleinen Polizeistation. Wir rannten ebenfalls nach draußen, schauten nach links und sahen, daß ein Range Rover in Richtung Ortskern fuhr.

Fahren stimmte zwar, doch wie er sich bewegte, ließ darauf schließen, daß sich der Fahrer sinnlos betrunken haben mußte, denn der Wagen rollte in Schlangenlinien durch den Ort. Es glich schon einem kleinen Wunder, daß er unfallfrei fuhr.

Das alles hätte mich nicht weiter vom Hocker gehauen, wenn ich den Wagen nicht gekannt hätte.

Er gehörte meinem Vater.

Das genau sprach McDuff aus, da jedoch war ich unterwegs. Mit gewaltigen Sätzen eilte ich über das frisch gelegte, rötlich schimmernde Kopfsteinpflaster auf das Fahrzeug zu.

Ein Pferd konnte gestoppt werden, indem man ihm in die Zügel fiel. Bei einem fahrenden Wagen war das nicht so einfach. Ich sprang ihm aus dem Weg, drehte mich um und stürmte dann von hinten her im spitzen Winkel auf die Fahrertür zu.

Ich riß sie auf, fand irgendwo Halt, zog mich hoch, meine Füße schleiften noch über den Boden, aber das alles war nicht wichtig.

Ich sah nur meinen Vater!

Nein, er saß nicht hinter dem Lenkrad, er schwankte, als hätte er zuviel getrunken. Das bestimmt nicht, denn an seinem Hinterkopf schimmerte dunkles Blut.

Er stöhnte. Wie im Krampf hielt er das Lenkrad fest, das sich trotz

allem bewegte und seine Kraft auf die Vorderräder übertrug, so daß der Range Rover eben schaukelte.

Ich drückte meinen Vater zur Seite, griff ins Steuer sah vor der Kühlerschnauze einen Wagen erscheinen. Es war ein abgestellter Lastwagen. Blitzschnell riß ich das Lenkrad herum.

Soeben noch rollten wir daran vorbei. Dann hatte ich alles besser im Griff. Die paar Yards bis zur Polizeistation schafften wir ohne Schwierigkeiten.

Hinter Sukos BMW hielt ich den Range Rover an.

Nicht nur McDuff und Suko standen bereit, auch andere Menschen hatten sich eingefunden. Als ich die Tür aufstieß, hörte ich ihre Kommentare. »Aber das ist doch Horace Sinclair…«

»Faß mit an, Suko!«

»Okay, schon da.«

Gemeinsam holten wir meinen Vater aus dem Wagen, dessen Gesicht blaß war und der sich von allein nicht hätte auf den Beinen halten können. Suko und ich stützten ihn von zwei Seiten. Wir gingen hinter McDuff her, der bereits die Tür zu seinem Office weit geöffnet hatte, so daß wir eintreten konnten.

Mein Vater bewegte seine Beine automatisch. Er sprach flüsternd, doch wir verstanden nichts.

Der Verbandskasten stand ebenso bereit wie der Whisky und das Wasser. Das sollte meinen Dad aufmuntern.

Suko kümmerte sich um die Wunde, ich um den Whisky. Mein Vater trank einen kräftigen Schluck, anschließend Wasser und stöhnte, als Suko die Wunde säuberte, um sie dann zu verbinden.

Pflaster und Mull klebten zusammen und bildeten eine kleine Haube auf dem grauen Haar.

»Ich brauche noch einen kleinen Schluck, John.«

Den bekam er. Dabei schaute er mich an. Über seinen Mund huschte ein Lächeln. »Bist du es wirklich, oder bilde ich mir das ein, Junge?«

»Nein, Dad, du bildest es dir nicht ein. Ich stehe tatsächlich vor dir. Ich bin nach Lauder gekommen.«

»Ja, das bist du. Leider zu spät – leider…«

»Abwarten.«

Mein Vater holte tief Luft. »Ich habe einen Fehler gemacht, Junge, einen großen sogar. Ich hätte deinem Wunsch nicht nachkommen und im Haus bleiben sollen.«

»Welchem Wunsch?«

»Das Treffen meine ich. Deine Mutter und ich sollten uns in den Wagen setzen und zu einer bestimmten Stelle im Hochsumpf fahren, wo wir uns gemeinsam treffen sollten.«

»Ich habe euch verständigt.«

»Ja, durch ein Telegramm.«

»Nein, nie!«
»Doch, aber.«
Ich ging einen Schritt zurück. »Okay, Dad, lassen wir das mal weg. Wo ist Mutter?«
»Weiß ich nicht.«
»Aber sie ist mit dir gefahren?«
»Das schon.«
McDuff und Suko wußten, daß die Unterhaltung nur uns beide anging. Sie hielten sich dementsprechend zurück. Allerdings stand auf ihren Gesichtern ebenfalls die Sorge geschrieben.
»Also, Dad. Mutter ist mit dir gefahren. Das weiß ich mittlerweile. Aber wie ging es weiter?«
»Wir trafen einen Zigeunerwagen.«
»Das ist er!« rief McDuff. »Das genau ist er, verdammt. Der Wagen war auch hier.«
»Schon gut.« Ich winkte ihm zu. »Und wie ging es weiter, Dad?«
»Es war schlimm. Ich bin nicht einmal dazu gekommen, mit den beiden zu reden. Der Mann saß noch auf dem Bock, als ich an ihn herantrat.« Mein Vater senkte den Blick und wischte über seine Augen. »Dann passierte es. Er trat einfach zu, als er noch auf dem Kutschbock saß. Ein Tritt, dem ich nicht ausweichen konnte. Am Kinn und am Hals wurde ich erwischt und fiel. Ich war sofort bewußtlos, wie du dir vorstellen kannst.«
»Was war, als du wieder zu dir kamst, Dad?«
»Nichts war. Ich fühlte mich elend.« Er redete leise. »Aber deine Mutter war verschwunden.«
»Nur sie?«
»Nein, auch der Wagen mit den beiden Unbekannten. Ich habe das Paar nie zuvor gesehen. Ich kann mir nicht vorstellen, was es von uns wollte. Es war alles so schlimm und durcheinander, John. Tut mir leid, daß ich dir nicht helfen kann. Ich wollte nur in den Ort. Zu Fuß hätte ich es nicht geschafft. Und jetzt bist du hier. Was wolltest du von uns? Weshalb sollten wir uns treffen?«
Ich schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Dad, es war eine Falle. Ich habe dir die Nachricht nicht zukommen lassen. Ich habe wirklich damit nichts zu tun.«
»Wer dann?«
»Wenn ich das wüßte.«
Mein Vater starrte ins Leere. Er hielt den Kopf gesenkt. Er dachte an seine Frau, ich an meine Mutter, gleichzeitig spürte ich, wie die drückende Furcht immer neue Nahrung bekam. Die Entführung war eiskalt geplant gewesen. Jemand trieb mit uns ein gefährliches, heimtückisches Spiel, und ich konnte mir vorstellen, daß Will Mallmann dahintersteckte. Die Hinweise auf die Blutsauger waren

unverkennbar.

Mein Vater hob den Kopf. »Hast du eine Erklärung, John? Bitte, sag etwas!«

»Ich weiß es nicht, Dad. Tut mir leid, ich weiß nicht genau, wer oder was dahintersteckt.«

»Aber du bist so rasch hier. Und Suko auch. Das muß eine Verbindung gegeben haben.«

»Indirekt schon«, gab ich zu. »Ja, es gab eine Verbindung, und die ist verdammt schlimm.«

»John, was steckt dahinter?«

»Genaues kann ich dir nicht sagen, Dad. Ich rechne damit, daß wir es mit Vampiren zu tun bekommen.«

Mein Vater horchte auf. »Mit Vampiren? Das wäre doch nicht weiter tragisch. Selbst ich habe einen erledigen können. Du warst dabei, John. Damit werden wir fertig.«

»Im Prinzip schon, Dad. Nur sind die Vampire, die ich meine, anders, wenn du verstehst.«

»Nein.«

»Sie sind wesentlich gefährlicher. Sie sind grausam, sie sind hinterlistig, sie sind gemein. Sie werden alles daransetzen, uns in ihr Schattenreich zu ziehen.«

»Dann weißt du, wer dahintersteckt? Kennst du dieses Paar, das auf dem Kutschbock gesessen hat?«

»Nein, das nicht.«

»Aber ich kenne die beiden, Horace!« erklärte McDuff.

»Du? Woher?«

»Die beiden waren hier im Ort. Bei Cilly erkundigten sie sich nach euch und danach, ob wir Blut hätten. Eine verrückte Frage. Ich weiß auch nicht, weshalb sie gestellt wurde.«

»Das will ich Ihnen sagen.« Suko gab die Antwort. »Sie wollten eine Spur legen, die beiden wollten uns eine Falle stellen. Alles was wir erleben, ist eine Falle.«

»Und die ist zugeschnappt!« flüsterte mein Vater. »Deine Mutter, John, steckt darin.« Er strich behutsam über seinen Kopfverband.

»Ich habe genau zugehört und weiß, daß es sich um Vampire dreht. Wir müssen also davon ausgehen, daß sich Mary in der Hand von Blutsaugern befindet!«

»So ist es, Dad!«

Mehr sagte ich nicht. Das nachfolgende Schweigen sagte mehr als alle Worte. Ich zündete mir eine Zigarette an, mein Vater wischte sich über die Augen, auch mir war nach Heulen zumute.

Hilflos wie kleine Kinder fühlten wir uns. Die Feinde waren da, aber nicht zu sehen. Sie hielten sich zurück, im Verborgenen versteckt und würden einen Teufel tun, uns in die Arme oder vor die Mündung der

Beretta zu laufen.
»Das alte Blut«, flüsterte ich. »Das alte Blut hat sein Erbe längst angetreten.«
»Was sagst du, John?«
»Nichts, Dad, das war nur für Insider bestimmt.«
Suko griff den Faden noch einmal auf. »Wir hätten es zerstören müssen, verdammt.«
»Und wie?«
»Keine Ahnung.«
McDuff räusperte sich. »Wichtig scheint mir auch der Anruf zu sein, den Cilly bekommen hat. Das war eine Drohung. Der hat versprochen, zurückzukehren und sich das Blut zu holen.« Seine Augen über dem Bart nahmen an Größe zu. »Aber welches Blut will er sich holen? Und vor allen Dingen, von wem?«
»Wenn er tatsächlich ein Vampir ist, dann von Menschen«, erwiderte ich. »Damit müssen Sie sich abfinden, McDuff.«
»Sind wir alle in Gefahr?« fragte er flüsternd.
»Bestimmt.«
»Und am meisten Ihre Mutter, nicht?«
Ich nickte. »Für mich steht fest, daß die beiden sie entführt haben, um sie als Druckmittel gegen mich einzusetzen. Ein anderes Motiv kann ich mir nicht vorstellen.«
Mein Vater hatte mitgehört und mischte sich ein. »Aber John, du kennst das Paar nicht. Was haben sie mit dir zu tun? Wieso fangen sie an und nehmen Mary als Geisel?«
»Ich kenne sie nicht, Dad, das stimmt. Aber sie werden nicht aus eigenem Antrieb handeln. Hinter ihnen muß meiner Ansicht nach jemand stehen, der sie leitet.«
»Wer?«
»Wenn ich dir das sage, Dad«, sprach ich mit sehr ernster Stimme, »fällst du vom Glauben ab.«
»Kann mich noch etwas erschüttern?«
»In diesem Falle schon.«
Er atmete tief durch. »Bitte, John, nimm keine Rücksicht auf mich! Sag es!«
»Okay, Dad, du hast es nicht anders gewollt. Derjenige, der im Hintergrund die Fäden zieht, ist Will Mallmann!«
Mein Vater starrte mich an. Plötzlich hielten wir wie auf Kommando den Atem an. »Doch nicht etwa *der* Will Mallmann. Kommissar Mallmann, meine ich.«
»Leider ja.«
»Junge, das ist…«
»Die volle Wahrheit, Dad. Will Mallmann ist durch einen grausamen, raffinierten Schachzug der Blutsauger selbst zu einem Vampir

geworden. Daran gibt es keinen Zweifel.«

Horace F. Sinclair war perplex. Er wußte nicht, welchen Kommentar er dazu geben sollte. »Mein Gott«, flüsterte er nur und schüttelte den Kopf. »Das ist unfaßbar.«

»Leider eine Tatsache, mit der wir uns abfinden müssen, Dad.« Ich senkte meine Stimme. »Will und ich waren gute Freunde, nicht nur Kollegen. Das ist nun vorbei. Mallmann muß uns einfach ausschalten. Er weiß, daß wir ihn jagen. Zudem wird er immer versuchen, Schwachstellen zu finden und auch Helfer vorzuschicken.«

»Wie das Paar.«

»Richtig, Dad!«

Mein Vater nickte. »Schwachstellen«, wiederholte er, »ja, Schwachstellen. Eine der Schwachstellen sind wohl wir?«

»So ist es.«

»Mallmann kennt alle Tricks. Er war selbst Polizist; er kennt die Methoden, vielleicht läßt er noch seine Beziehungen spielen. John, die Nachricht sah verdammt echt aus. Deine Mutter und ich wunderten uns zwar, daß du uns in die einsame Gegend bestellt hast, aber wir sind von dir Kummer gewohnt.«

Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen. »Kummer, Dad. Ich versuche doch immer, euch herauszuhalten. Deshalb komme ich auch so wenig zu euch. Mutter beschwert sich immer.«

»Sie ist eben anders. Sie hat sich schon früher beschwert, wenn ich zu wenig zu Hause war.« Er winkte ab. »Diesmal habe ich versagt, Junge. Ich hätte besser sein müssen.«

»Mit einem Angriff hätte auch ich nicht gerechnet, Dad. Das war Heimtücke und…«

Das Telefon läutete. Es war noch der alte schwarze Apparat, dessen Geräusch sogar tiefe Schläfer aufweckte. Dieses harte Schrillen schien ihn fast von der Platte des Schreibtisches zu hieven, und es ging uns allen durch und durch.

Es traute sich auch keiner, den Hörer zu schnappen. Wie hypnotisiert starrten wir den Apparat an, aber jeder von uns wußte, daß es eine schlimme Nachricht war.

Mein Vater wischte über seine Stirn. Suko wollte abnehmen, aber es war Sache des guten McDuff.

»Es ist ja mein Office«, sagte er und nahm den Hörer. Er meldete sich offiziell mit Dienstrang, Namen und so weiter.

Mitten im Satz stockte er. Er nahm den Hörer vom Ohr weg und reichte ihn mir. »Für Sie.«

Der Hörer kam mir vor wie ein kleines schwarzes Ungeheuer. Ich spürte es auf meinen Handflächen glatt werden, die Lippen zuckten, noch sagte ich nichts.

Die Blicke der übrigen waren auf mich gerichtet. Ich riß mich

zusammen und sagte mit einer Stimme, die einem Fremden gehören konnte, meinen Namen.

»John…« Der Anrufer sang meinen Vornamen durch den Hörer.

»Da habe ich dich ja.«

»Sicher, Will, sicher!«

Ich hatte die Antwort so laut gegeben, daß auch die anderen mithören konnten.

Der Vorname allein sagte Suko und meinem Vater genug. Es war der ehemalige Kommissar.

»Schön, daß du gekommen bist. Es ging auch nicht anders, John, es ging tatsächlich nicht anders, und darüber bin ich sehr froh.«

»Sag, was du willst, Mallmann!«

»Oh, du scheinst nervös zu sein. Wie nett, wirklich. Aber hör genau zu. Ich habe sie, Sinclair. Und du wirst von nun an tun, was ich will. Ich habe sie. Ich habe deine Mutter…«

***

Ja, er hatte sie. Bisher hatte ich nicht so recht daran glauben wollen.

Nun aber kam ich mir vor wie nackt im Winter. Ein Kälteschauer überfiel mich, und die Furcht machte mich steif.

Daß ich angestarrt wurde, bemerkte ich wie nebenbei. Ich hatte die Gesichtsfarbe verloren und stierte ins Leere, wobei ich den Hörer noch immer hielt.

»Bist du noch dran?« sang er wieder in den Hörer.

»Sicher.«

»Schön, Sinclair. Du wirst sie befreien wollen, das kenne ich ja von dir. Es hat nur keinen Sinn mehr. Es hat auch keinen Sinn, nach mir zu suchen, Sinclair. Ich bestimme, wie es weitergeht. Wenn ich dich sehen will, dann bin ich es, der dir Bescheid gibt und den Zeitpunkt bestimmt. Ansonsten hältst du dich zurück.«

»Lebt sie noch?«

Mallmann lachte. Es hörte sich an, wie ein wildes Schnaufen. »Ja, sie ist noch da.«

»Ich will mit ihr reden!«

»Nein, Sinclair!«

Ich holte tief Luft. Dieses Luftholen kam mir vor, als wäre eine Schale um mich herum aufgeplatzt. Plötzlich ging es mir wieder besser, ich sah alles klarer. Die Gänsehaut verschwand, als wäre sie intervallweise weggeputzt worden. »Mallmann, eines sage ich dir: Wenn du ihr etwas angetan hast, dann werde ich dich nicht nur pfählen, dann komme ich und vierteile dich. Dann mache ich dich fertig, dann kenne ich kein Pardon. Hast du verstanden?«

»Immer.«

»Also merke es dir. Ich werde dich fertigmachen. Ich lasse nichts

mehr von dir übrig.«
»Du vergibst dir etwas, Sinclair. Aber ich verstehe dich. Nur – warte jetzt ab. Die Dinge sind ins Rollen gekommen. Ich habe dich, wo ich dich haben will.«
»Wo sind deine Helfer?«
»Du wirst noch von ihnen hören, Sinclair. Ihr alle werdet euch noch wundern…«
Es waren seine letzten Worte an mich. Er legte auf, und ich horchte in eine tote Leitung.
Als ich den Hörer auf die Gabel drückte, geschah dies wie in Trance. Mein Gesicht war starr geworden. Eine Maske, in der sich nichts regte.
Besonders verzweifelt schaute mich mein Vater an. Er wollte etwas fragen, brachte aber keinen Ton heraus. Sehr langsam nickte ich ihm zu.
»Er hat sie also, nicht?«
»Ja, Dad.«
Mein Vater senkte den Kopf. Jeder sah, wie er weinte. Auch mir klemmte der Kloß im Hals und würgte mich. Suko stand auf. Er legte mir seine Hand auf die Schulter.
Ein Freund tröstete mich…
Mein Blick fiel gegen die Schreibtischplatte. Eigentlich hätte ich die darauf liegenden Gegenstände sehen müssen, doch alles verschwamm vor meinen Augen.
»Es war Mallmann!« Ich fing an, stockend zu sprechen. »Es war Will Mallmann, und er hat sich verflucht siegessicher angehört. Er sprach von einer Falle und davon, daß alles vorbereitet gewesen war. Wir mußten nur hineintappen.«
»Was dir auch gelungen ist.«
»Ja, Suko, wir haben nicht anders gekonnt. Wir hatten unsere Spuren gelegt und wollten Mallmann ausfindig machen. An den Grenzen haben wir die stille Fahndung aufgebaut, an den Polizeidienststellen ebenfalls und sind trotzdem ins offene Messer gelaufen. Mallmann hat den Spieß einfach herumgedreht.«
»Und wir können nichts dagegen tun?« fragte Sergeant McDuff.
»Nein, nichts.«
»Lebt sie noch?«
Die Frage hatte mein Vater gestellt. Das Wort leben konnte da anders interpretiert werden. Als Blutsaugerin würde sie in gewisser Hinsicht noch leben. Sie würde gehen können, sie würde sich vom Aussehen her kaum von einer normalen Person unterscheiden, all das wußte ich, aber der Gedanke daran, daß Mallmann meine Mutter zu einer Untoten gemacht hatte, war für mich unerträglich.
»John – bitte…!«
»Ich weiß, Dad. Ich habe keine Ahnung, ob sie schon zu einer

Vampirin gemacht worden ist. Wenn, dann drehe ich durch. Dann hole ich ihn mir, verdammt…« Ich fing an zu zittern. Ein Schauer nach dem anderen jagte durch meinen Körper, ein regelrechter Schüttelfrost. So konnte man von einer Minute auf die andere krank werden. Hitze und Kälte wechselten sich bei mir ab. Dabei wurden meine Lippen spröde. Ich stand auf und ging zum Fenster, starrte auf die Straße, ohne etwas zu sehen.

Man wußte, daß man mich in Ruhe lassen sollte. Mein Blick war leer, ebenso wie das Innere meines Körpers. Gleichzeitig schien meine Seele in Flammen zu stehen.

Die Trümpfe lagen bei ihm. Dabei hatten wir gewußt, daß Mallmann um sich schlagen würde. Daß er es aber auf meine Eltern abgesehen hatte, war auch für mich überraschend gekommen.

Vielleicht waren Minuten vergangen oder auch nur Sekunden, als ich mich umdrehte, war der Schüttelfrost verschwunden. Viel besser ging es mir trotzdem nicht.

Mein Vater und McDuff saßen, Suko war aufgestanden. Er stand vor mir und schaute mich an.

»Jetzt sind wir wohl gefordert«, flüsterte ich dem Freund entgegen.

Er nickte. »Kannst du dich daran erinnern, ob er gesagt hat, was wir unternehmen sollen?«

»Unternehmen ist gut. Nein, wir werden nichts tun können. Er ist der große Regisseur im Hintergrund.«

»Also können wir nichts tun?«

»So ist es.«

»Hat er gesagt, ob er anrufen will?«

»Wenn ich das wüßte. Jedenfalls hängt er mit diesem Paar zusammen, das auch hier in der Stadt war.«

»Und sich Blut holen will!« sagte McDuff. »Cilly wurde angerufen, sie hatte Angst. Vampire brauchen Blut, sie werden rücksichtslos vorgehen und keine Gnade kennen.«

»Das stimmt alles, Sergeant. Die Frage ist nur, wie wir dagegen angehen sollen?«

»Indem wir die Augen offenhalten. Wenn wir sie finden, müssen wir sie vernichten!«

Damit wäre ich vor einer Stunde noch einverstanden gewesen, jetzt nicht mehr. Deshalb schüttelte ich den Kopf. »Nein, McDuff, wir werden sie nicht vernichten.«

»Aber es sind Vampire!«

»Ich weiß. Nur dürfen Sie in diesem Fall nicht vergessen, daß sie meine Mutter als Geisel haben. Ich will Ihnen sagen, was wir tun, wenn wir sie sehen sollten. Nichts, gar nichts.«

»Und dann?«

Ich hob die Schultern. »Möglicherweise kann man sich mit ihnen auf

irgendeine Art und Weise arrangieren.«

»Denkst du daran, sie oder einen von ihnen ebenfalls als Geisel zu nehmen?« fragte Suko.

»Daran habe ich tatsächlich für einen kurzen Moment gedacht. Nur glaube ich nicht, daß es etwas nützen wird.«

»Das meine ich auch, John. Mallmann wird es egal sein, ob einer seiner Diener vernichtet wird. Wenn er will, kann er tausend neue Vampire produzieren.«

»Genau.«

»Damit wären wir aber in einer verdammt schlechten Situation!« stellte McDuff fest.

»Ja, die Lage ist sogar noch schlechter als schlecht. Wir haben etwas von Mallmanns Raffinesse mitbekommen. Ich rechne damit, daß es noch schlimmer kommt.«

»Und es gibt keinen Hinweis darauf, wo er zu finden ist«, flüsterte mein Vater. »Das Gelände hier ist unübersichtlich, fällt selbst ein Planwagen nicht auf.«

»Ich glaube auch nicht, daß sie meine Mutter dort festhalten«, widersprach ich.

»Mit einem Hubschrauber könnten wir den Wagen möglicherweise entdecken«, schlug der Sergeant vor.

Suko nickte. »Die Idee ist nicht schlecht. Wie stehst du dazu, John?«

Ich ließ mir Zeit mit der Antwort. »Wenn ich ehrlich sein soll, sehe ich für mich darin kaum Sinn. Mallmann wird sich melden. Dieses Haus ist gewissermaßen eine Zentrale, in der wir uns aufhalten sollten. Wir müssen einfach abwarten, alles andere darf uns einfach nicht interessieren. So sehe ich es.«

»Aber nicht jeder braucht hier zu bleiben.«

»Okay, Suko, wenn du willst, dann flieg. Ich werde hier warten.«

»Wann könnten wir damit rechnen, daß die Vampire wieder zurück nach Lauder kommen?« fragte McDuff.

»Am Abend«, sagte ich. »Blutsauger lieben die Dunkelheit. Da werden sie sich in die Stadt schleichen.«

»Wo haben Sie sich eigentlich getroffen?« Suko wandte sich an meinen Vater.

Der fühlte sich zunächst nicht angesprochen. Dann aber sah er aus, als würde er aus einem tiefen Traum erwachen. Er schreckte hoch und flüsterte: »Wie bitte?«

Suko wiederholte seine Frage und bekam eine flüsternd gesprochene Antwort. »Das wäre doch was, John. Wir fahren hin und suchen dort nach Spuren. Vielleicht…«

»Zumindest besser als der Hubschrauber.«

»Meine ich auch. Man kann von diesem Gelände sagen, was man will. Ich gehe davon aus, daß die Räder des Planwagens Spuren

hinterlassen, wenn sie von der Straße abbiegen.«

»Dann fahre ich mit!«

»Nein, Dad!« widersprach ich heftig. »Du wirst hier in Lauder bleiben. In deinem Zustand lasse ich dich nicht weg!«

»Aber mir geht es wieder prächtig.«

»Dad, schau dich mal im Spiegel an!«

Er schluckte. »Okay, Junge, du hast recht. Ich bleibe also hier – und weiter?«

»Wenn Sie mir den Autoschlüssel geben«, sagte Suko. »Fahre ich mit Ihrem Wagen.«

»Er steckt.«

»Und wo genau war der Treffpunkt?«

Mein Vater erklärte Suko den Weg.

Es war leicht, den Treffpunkt zu finden. Er brauchte nach dem Verlassen der kleinen Stadt fast nur geradeaus zu fahren.

»Dann werde ich mal«, sagte mein Freund und stand auf.

Ich ging mit ihm zur Tür und auch nach draußen. Der Wind war kälter geworden. Er blies von den Bergen und brachte den Geruch von Schnee mit. Ich hatte bereits von Schneefällen gehört, allerdings nicht in dieser Gegend. Doch die Kälte kam von Norden, die weiße Pracht würde noch fallen und sich wie ein Leichentuch über die Landschaft legen. Fast passend für die Blutsauger.

Suko stieg in den Range Rover. Die Blicke der Bewohner kümmerten mich nicht.

»John«, sagte er leise. »Ich weiß, was in dir vorgeht. Aber sei versichert, wir holen sie raus. Deine Mutter wird nicht zum Opfer eines Vampirs.«

Ich hob die Schultern. Meine Antwort war kaum verständlich. »So sicher bin ich mir nicht, Suko. Oder hättest du daran gedacht, daß Will Mallmann jemals zur Gruppe der Blutsauger gehört hätte?«

»Nein.«

»Eben. Die Zeiten haben sich geändert. Sie sind härter geworden. Vielleicht wurden wir auch schlechter oder müder. Wer kann das schon sagen?«

»Wir werden es packen, John, glaub mir! Wir machen sie fertig, wir schlagen zu.« Er spreizte den Mittel- und Zeigefinger der rechten Hand ab und zeigte das Siegeszeichen.

Victory!

Davon war ich nicht überzeugt. Ich hämmerte die Tür zu und schaute, wie mein Freund drehte und den Weg zurückfuhr, den mein Vater gekommen war…

***

Horace F. Sinclair hatte dem Inspektor die Strecke gut erklärt. Suko

bekam keine Schwierigkeiten; er fand die Straße auf Anhieb, die in das weite Gelände des Hochmoors hineinführte. Bis auf ein paar schwarze Tümpel war es jedoch ausgetrocknet.

Sein Blick durchstreifte die weite Ebene. Wald wuchs nur auf den Hügeln.

Wegen der guten Sicht und der weiten Ebene konnte Suko viel erkennen. Er hätte auch den Wagen sehen müssen, wenn die Vampire ihn irgendwo abgestellt hatten, das war nicht der Fall.

Suko erreichte die Kreuzung, wo der Überfall passiert war. Er suchte die unmittelbare Umgebung ab. Die Reifenspuren des Range Rover hatten im feuchten Boden ein Muster hinterlassen. Auf der Straße wirkten die Schmutzflecken wie lange gemalte Streifen. Suko untersuchte die Umgebung und konnte sogar feststellen, daß der Planwagen auf der Fahrbahn gedreht haben mußte.

Er war also weg von Lauder und in die andere Richtung gefahren, wo sich der obere Rand der Talschüssel mit dem weiten Himmel zu vereinigen schien. Auf dem blassen Blau zeichneten sich immer größere Wolkenberge ab. Mal als dicke, graue Haufen zu sehen, mal als lange Zungen, die der böige Wind vor sich hertrieb.

Suko hatte den Kragen seiner dicken Jacke hochgestellt. Ihm war längst klar, in welche Richtung er fahren würde.

Suko stieg in das Führerhaus und startete. Die gerade Straße schien in die Unendlichkeit des Himmels hineinzuführen.

Die kurzen Halme des Grasteppichs zitterten im Wind. Die dunklen Oberflächen der Tümpel kräuselten sich.

Suko rollte weiter.

Sehr langsam, die Blicke überall. Er wollte nicht glauben, daß der Planwagen in den Wald gelenkt worden war. Die Strecke war einfach zu steil, das hätten die Pferde kaum geschafft.

Links von ihm erschien der erste kleine See. Schilf umgab das Ufer wie ein Gürtel.

Ihn und den zweiten See trennte ein Stück Sumpf. Graugrün sah er aus, ein gefährlicher Platz, der leicht Menschen zum Verhängnis werden konnte.

Suko rollte weiter. Der zweite See zeigte am Ufer einen dichteren Bewuchs. Er war auch größer als der erste. Krüppelgehölz, dichtes Gras, Schilf, Farbe – und ein grauer, halbrunder Bogen, der über den dichten Bewuchs hinwegschaute.

Die Plane!

Sofort hielt Suko an. Er stieg nicht aus, sondern drehte das Lenkrad nach links.

Er war froh, den BMW stehengelassen zu haben, denn der Bange Rover war für dieses Gelände besser geeignet.

Wasserpfützen glänzten dunkel und geheimnisvoll. Sie spritzen weg,

wenn der schwere Wagen hindurchfuhr. Einen Weg entdeckte Suko nicht, aber er sah die Spuren der Planwagenräder und folgte diesen.

Die Depression war von ihm abgefallen. Irgendwie fühlte er die Spannkraft, die wieder zurückkehrte. Daß er den Planwagen so schnell entdecken würde, damit hätte er nicht gerechnet. Der durch ein Gitter gesicherte Kühlergrill schaffte die natürlichen Hindernisse. Er knickte sie um, rumpelte über Bodenerhebungen hinweg, obwohl der Boden sumpfiger geworden war.

Dann sah Suko die Pferde. Sie waren kleiner als der Wagenaufbau.

Er hatte sie von der Straße aus nicht entdecken können. Ihre Gebißketten waren gelöst, so daß sie weiden konnten. Als Suko den Wagen anhielt, hoben sie die Köpfe.

Aus traurig wirkenden Augen schauten sie dem Mann entgegen, der ausstieg und die Tür leise ins Schloß drückte. Suko ließ die Beretta noch stecken, obwohl er mit einem hinterhältigen Angriff des Vampir-Paars rechnete. Wenn sie sich in der Umgebung aufhielten, mußten sie ihn gesehen haben.

Der Wagen stand relativ günstig. Bis zum See waren es nur wenige Schritte. Auf der Strecke gab es so gut wie keine Hindernisse.

Suko erreichte den Wagen. An der rechten Seite passierte er ihn.

Die Plane war dort festgezurrt worden. Nur wenn eine Windbö sie erfaßte, bewegte sie sich.

Sein Ziel war die Rückseite des Fahrzeugs. Bevor er die Ladekante kippte, schaute er sich um.

Diesmal hatte er die Waffe gezogen und hielt sie noch in der Hand, als er die Riegel löste.

Die Klappe fiel nach unten. Durch die offene Plane konnte er auf die Ladefläche schauen.

Viel sah er nicht, es war einfach zu düster. Suko holte die Lampe hervor und entdeckte alles Mögliche, nur keine Menschen oder Vampire. Dafür Decken, die als Lager gedient haben konnten. Kleine Kartons. Einer davon stand offen.

Suko sah bunte Tücher, Decken der unterschiedlichsten Größen und auch schmale, gestickte Borde. Er ging davon aus, daß die Planwagenfahrer versuchten, ihre Waren in den Städten und Dörfern an den Mann oder die Frau zu bringen.

In der rechten Ecke lag eine alte Schleifmaschine, die noch getreten werden mußte, um den Schleifstein in Rotation zu versetzen.

Suko wollte auf Nummer Sicher gehen und erkletterte die Ladefläche.

Kaum wurde er von der Plane umgeben, da spürte er auch etwas von der unheimlichen Atmosphäre auf der Ladefläche. Ein eigentümlicher Geruch fiel ihm auf. Mit einer ländlichen Frische hatte er nichts zu tun. Im Gegenteil, so rochen Vampire. Aber auch ein süßlicher, widerlicher Geruch hing in der Luft.

Blut…

Suko suchte in jeder Ecke nach. Er ließ den Lampenstrahl über die Kissen und Decken gleiten. Im hellen Licht fielen die dunklen Flecken sehr schnell auf.

Der Inspektor schluckte. Er konnte sich gut vorstellen, von wem das Blut stammte: Es war Mary Sinclair, Johns Mutter.

Auch er bekam den Kloß im Hals. Wenn Mallmann tatsächlich seine Drohung in die Tat umsetzte und Mary Sinclair zu einem Vampir machte, würde John durchdrehen.

Suko drehte sich wieder um. Er kannte den Grund selbst nicht. Es war irgendein Gefühl, das ihn dazu zwang.

Sie stand da und rührte sich nicht. Das Gesicht schaute über die Ladekante hinweg. Der Wind spielte mit dem feinen Schleier, der die untere Hälfte bedeckte, so daß der Mund verborgen blieb, doch Suko war sicher, daß er einen der Blutsauger vor sich hatte.

Suko schwenkte seine Beretta und ließ die Frau direkt in die Mündung schauen…

***

Sein Finger bewegte sich am Abzug, er zitterte, er zuckte. Einmal abdrücken, und die Sache war erledigt.

Suko schoß nicht. Er starrte die Person an, die über den Schleier hinweg in den Wagen sah. »Ich weiß, mit welchen Kugeln deine Waffe geladen ist«, erklärte sie flüsternd. »Aber ich würde dir nicht raten, abzudrücken.«

»Was sollte mich daran hindern?«

»Mary Sinclair!«

»Aha.« Suko ging geduckt vor. Die Frau wich zurück und tat auch nichts, als Suko wieder ins Freie sprang, wo er sich schnell umschaute, doch der Begleiter der Frau hielt sich nicht in der Nähe auf.

»Du weißt, wo sie ist?«

»Er hat sie!«

»Wer ist er?«

»Will Mallmann, unser Meister!«

Suko sah sich die Person genau an. Sie trug ein violettes Gewand, dessen Kapuze hochgestellt war. Die Augen wirkten kalt und waren rot angelaufen, als wären winzige Blutstropfen aus kleinen Wunden gequollen, die sich anschließend mit der dunklen Schminke vermischt hatten und die Umgebung der Augen so fremd erscheinen ließen. Die Schwärze des Haares schimmerte durch den Schleier, auch ein Teil der Nase war zu sehen, sie mußte gerade gewachsen sein, doch der Rest verschwand unter dem vorgezogenen Schleier, den sie wegen des Windes jetzt mit einer Hand festhielt. Suko konnte ihre Hand erkennen.

War das noch eine Haut?
Sie zeigte eine andere Farbe als die schwarzlackierten Nägel. In einem schuppigen, hellen Grün schimmerte sie. So sah die Haut eines normalen Menschen nicht aus.
Suko nickte. »Ich weiß, daß Mallmann mitspielt. Er hat es uns gesagt. Wo finde ich ihn?«
»Wenn ich es wüßte, würde ich es nicht sagen. Er ist hier gewesen, das muß euch reichen.«
»Wann hören wir von ihm?«
»Ich kann es nicht sagen, ich kenne seine Pläne nicht. Ich interessiere mich nur für mich.«
»Wie schön. Was hast du vor?«
»Vampire brauchen Blut.«
»Das willst du dir holen?«
»So ist es.«
»Und wo?«
Ihre Hand, die den Schleier gehalten hatte, sank nach unten. Der Wind erwischte den Fetzen und schleuderte ihn weg. Suko sah den Mund mit den blassen Lippen, die eine ebenfalls dunkle Farbe zeigten. Wahrscheinlich hatte sich die Blutsaugerin so geschminkt, doch nun lächelte sie und zeigte herrlich weiße Zähne, bis auf die beiden oberen Augenzähne, die einen dunkleren Schimmer aufwiesen, als klebe daran Blut.
»Er hat uns zu seinen Dienern gemacht!« flüsterte sie. »Er hat uns viel mit auf den Weg gegeben, und er besitzt als Sicherheit eine Geisel. Ich geb dir den einen Rat: Stör uns nicht, wenn wir kommen und uns auf der Suche nach der Nahrung begeben. Hast du verstanden?«
»Ihr wollt nach Lauder?«
»Mein Bruder kündigte es bereits an.«
»Wie heißt er? Wie heißt du?«
»Ich bin Fatima. Ich und mein Bruder Richard sind wie der Wind, der über das Land weht. Unsere Heimat ist die Welt. Es treibt uns mal hier- oder mal dorthin. Der Wind ist stark und unberechenbar. Wir wissen nie, wo wir noch landen. So war es bis jetzt gewesen, nun aber hat uns der Meister eine Heimat gegeben. Er hat gesät, wir brauchen nur mehr zu ernten.«
»Eine Bluternte, nicht?«
»Ja.«
»Wo steckt dein Bruder?«
»Vielleicht ist er schon im Ort?«
»Dann würde es nicht auffallen, wenn ich dich vernichte, Fatima.«
»Er würde es spüren. Es gibt ein Band zwischen uns, aber auch zwischen uns und dem Meister. Ihr könnt alles versuchen, ihr könnt uns vernichten, aber dann wäre auch die Frau tot, die sich der Meister

geholt hat. Sie ist die Mutter deines Freundes, wie ich hörte.«
»Allerdings.«
»Willst du sie auf dem Gewissen haben?«
Fatima gab sich sehr sicher, aber Suko hielt dagegen. »Woher soll ich wissen, daß sie nicht schon zu einem Vampir gemacht worden ist? Sag mir das!«
»Du mußt uns vertrauen!«
»Auch das noch!« Suko lachte auf. »Einem Vampir vertrauen. Ich will ehrlich sein. Eigentlich habe ich nicht damit gerechnet, dich tagsüber zu sehen. Wie ist es möglich, daß du existieren kannst?«
»Das alte Blut. Wir haben einen Teil des alten Blutes getrunken. Der Meister hat uns damit geweiht. Dieses alte Blut, das, wenn auch verdünnt, in unseren Adern fließt, sorgt dafür, daß wir am Tage nicht zerfallen. Wir sind zwar geschwächt, aber trotz allem können wir existieren.« Sie lachte Suko frech an. »In der Tat hättest du jetzt die Möglichkeit, mich zu vernichten, denn ich bin ziemlich schwach. Aber es wäre nicht gut, glaube mir das, Chinese.«
Da konnte Suko nicht widersprechen. Schon längst zielte er nicht mehr auf sie, der Lauf wies zu Boden. Schließlich steckte er die Waffe weg.
»Ich lasse dich jetzt fahren«, sagte Fatima.
»Da wird dir wohl nichts anderes übrig bleiben, zum Teufel!«
Sie hob die Schultern. »Wie gesagt, es wäre nicht gut, wenn du einen von uns beiden tötest. Im Endeffekt würdet ihr verlieren. Der Meister ist mächtig. Einen Teil seiner Macht hat er auf uns übertragen. Noch ist es Zeit, zu fliehen. Wenn die Dunkelheit einbricht, kann es zu spät sein. Ich habe die Frau in Lauder gewarnt, und es war kein Spaß.«
Das glaubte Suko auch nicht. Er ärgerte sich nur über die Sicherheit, mit der die Person sprach. Als wären er und John Sinclair überhaupt keine Gegner.
»Trotz allem, Fatima. Ich an eurer Stelle würde mich hüten, nach Lauder zu kommen.«
»Was sollte uns passieren?«
»Wir werden sehen.«
Die Blutsaugerin schüttelte den Kopf. »Ihr müßt einfach Rücksicht auf uns nehmen«, erklärte sie.
»Manchmal spannt jemand die Sehne zu stark, dann reißt sie.«
Suko nickte ihr zu und ging.
Er fühlte sich wie der große Verlierer in diesem verdammten Spiel.
Die Karten waren gemischt, es wurde hoch gereizt, und es ging um Sein oder Nichtsein.
Bei ihm neigte sich das Pendel zur negativen Seite. Er hatte auch daran gedacht, Fatima als Geisel zu nehmen. Was brachte dies?
Nichts! Mallmann und seine Helfer kannten keine menschlichen

Regungen. Ihnen ging es nur um die Macht.

Suko hielt den Kopf gesenkt, als er auf die Fahrertür des Rover zutrat. Eine Bewegung ließ ihn aufmerksam werden.

Im Schatten des Wagens hatte der zweite Blutsauger gestanden.

Die Beschreibung kannte Suko. Auch jetzt trug er seinen Hut mit der breiten Krempe, so daß die Augen kaum zu sehen waren. Man konnte sie nur mehr ahnen.

»Meine Schwester hat dir alles gesagt, Chinese!« flüsterte er Suko zu. »Halte dich an ihren Rat.«

Er öffnete die Tür. »Eines noch, Richard. Ich an deiner Stelle würde nicht nach Lauder fahren. Die Stadt könnte für dich zu einem Grab werden.«

Da schob er den Hut zurück, zeigte sein Gesicht und lachte den Inspektor an.

Suko sah die beiden Blutzähne, aber auch die bleiche Haut, die so blutleer wirkte. Dunkle Augen lagen in den Höhlen. Die Pupillen strahlten einen gewissen Triumph ab, aber auch die Gier nach Blut.

Er stand schräg vor dem Fahrzeug, als Suko den Motor anließ. Die Reifen wühlten sich durch den weichen Boden. Sie schleuderten Dreck in die Höhe, der gegen die Gestalt des Vampirs klatschte.

Dann gab Suko Gas.

Am liebsten hätte er den verfluchten Vampir überrollt und dann vernichtet.

Nur war damit der Geisel Mary Sinclair nicht gedient. Auch ein Mann wie Suko spürte, daß er nicht mehr so cool bleiben konnte wie sonst. In seinem Innern begann es allmählich zu kochen…

***

Ich war in den BMW gestiegen und hatte meinen Vater auf dem Beifahrersitz verfrachtet. Der Besuch beim Hausarzt dauerte nicht lange. Dad bekam einen neuen Verband, zudem noch eine Spritze und auch Bettruhe verordnet, die er jedoch auf keinen Fall einhalten wollte, was dem Arzt überhaupt nicht recht war.

Die beiden älteren Männer bekamen sich fast in die Haare. Schließlich lehnte der Doc jede Verantwortung ab.

Im Wagen sagte ich zu meinem Vater: »Das war irgendwie dumm von dir, glaub mir.«

Er lachte auf. »Was ist in diesem verdammten Fall denn schon vernünftig? Kannst du mir das sagen?«

»Nein!«

»Na bitte!«

Wir befanden uns auf dem Weg zum Haus meiner Eltern. Die Straße führte in Kurven den Hang hinauf. Rechts und links standen kleinere Häuser, umgeben von Gärten oder freiem Gelände. Hier zu leben,

machte einfach Spaß.

Horace F. Sinclair sagte nichts. Er brütete vor sich hin. Nur seine Hände befanden sich in ständiger Bewegung. Er knetete die Finger, drehte sie, ließ sie knacken, schloß die Hände zu Fäusten und öffnete sie wieder.

»Was mache ich, wenn Mallmann sie beißt?«

Mit dieser Frage hatte er auch bei mir einen schwachen Punkt berührt. Ich gab ihm darauf keine Antwort, aber Dad wollte eine haben. »John, sag was!«

»Er wird sie nicht zum Vampir machen!«

»Das sagst du nur so!«

»Nein, sie ist wichtig…«

»Hör auf, Junge. Ich habe es in meinem Beruf gelernt, klar und nüchtern zu denken.«

Ich wußte, was mein Vater damit meinte, deshalb sprach ich es auch nicht aus. Mallmann konnte seine Geisel längst zu einem Blutsauger gemacht haben, ohne daß wir dagegen hätten etwas unternehmen können. Er besaß die besseren Karten.

Noch eine Kurve, dann hatten wir das Ziel erreicht. Als die große Eiche vor dem Haus in Sicht kam, sagte ich noch: »Vielleicht hat Suko etwas erreicht.«

»Was denn?«

»Wir werden ihn fragen.« Zwischen Baum und Haus hielt ich an.

Es war ein mächtiger Bau, quadratisch angelegt, eigentlich zu groß für meine Eltern. Wie ein Klotz stand es auf dem Grundstück, kein Neubau, älter und bisher immer mit einer lebendigen Atmosphäre beladen.

Ich stützte meinen Vater ab, als wir gemeinsam auf die wuchtige Eingangstür zugingen. Vater schloß die Haustür auf, trat aber nicht ein.

»Was ist, Dad?«

»Kannst du das nicht verstehen, Junge? Ich habe das Gefühl, in ein großes Grab zu kommen. Alles ist leer, dennoch spüre ich den Geist deiner Mutter.«

»Sicher, Dad, mir ergeht es kaum anders.« Ich legte ihm die Handfläche gegen den Rücken und schob ihn über die Schwelle. Mit gesenkten Köpfen betraten wir beide das Haus.

Meine Mutter befand sich hier bestimmt nicht, trotzdem überkam mich der Eindruck, daß sie uns irgendwie unsichtbar umgab. Sie hatte ihre Spuren zurückgelassen.

Da waren die frischen Blumen in der großen Bodenvase, die gewisse Ordnung, die nur eine Frau schaffen konnte, ohne daß es überpingelig wirkte.

In der Diele blieb mein Vater stehen. Er stützte sich an der Lehne

eines Ledersessels ab. »Es ist furchtbar, John«, sagte er mit leiser Stimme. Seine blutleer wirkenden Lippen bewegten sich zitternd, um die Augen herum zeichneten sich blauschwarze Schatten ab.

»Ich kann hier nicht mehr wohnen, solange ich nicht weiß, was mit Mutter geschehen ist.«

»Das kann ich verstehen, Dad.«

»Dabei habe ich ständig den Eindruck, als würde sie sich noch in der Nähe befinden. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie das Haus verlassen hat. Jedes Bodenbrett, jede Ecke atmet ihren Geist aus. Es ist, als sei sie nur mal eben fortgegangen.« Bei den letzten Worten war die Stimme meines alten Herrn brüchig geworden. Er senkte den Kopf, ging um den Sessel herum und nahm Platz. Dann schlug er die Hände vor sein Gesicht.

Ich bewegte mich wie ein Schlafwandler weiter und betrat den großen, gemütlich eingerichteten Wohnraum meiner Eltern. Durch die großen Fenster konnte ich in die freie Natur schauen. Mein Blick glitt über den Hang bis zum nahen Wald hin, der sehr dicht wuchs und durchaus Verstecke für Menschen bot, die nicht entdeckt werden wollten.

Auf dem großen ovalen Tisch inmitten des Raumes stand ebenfalls eine Vase mit Blumen. Ein frühlingshafter Gruß, der viel von der Mentalität meiner Eltern zeigte.

Sie liebten den Frühling, die Blumen, die Sonne. Sie hatten gern Freunde und Bekannte im Haus. Ich wollte den Tisch umrunden und hatte es bis zur Hälfte geschafft, als mir auf der anderen Seite der Vase der weiße Briefumschlag auffiel. Er lehnte an der Vase.

Ich nahm ihn an mich. Es stand kein Name drauf, weder der Absender noch der Adressat. Da er auch nicht zugeklebt war, zog ich die Lasche auf und holte den Brief hervor. Meine Finger bebten.

Sofort fiel mir die Schrift meiner Mutter auf, auch wenn die einzelnen Buchstaben zittrig geschrieben waren. Ich las mit klopfendem Herzen…

»Ihr Lieben! Das Schicksal hat es nicht anders gewollt. Ich befinde mich in seiner Hand. Ich weiß nicht, wie es weitergehen soll. Ich möchte beten, aber er läßt es nicht zu. Sucht nicht nach mir, sonst bin ich ganz verloren. Er spricht davon, daß er mir das Blut aussaugen wird. Er droht mir. Ich habe keine Kraft mehr. Wenn es wirklich zum Letzten kommen sollte, dann wißt ihr, was ihr tun müßt. Zögert nicht länger, tut eure Pflicht. Ich liebe euch…«

»Oh! Scheiße!« Ich schluchzte. Die Zeilen hatten mich aufgewühlt.

Ich konnte mich nicht mehr zurückhalten und stand da wie ein kleiner Junge, der um das Liebste weint, was er auf der Welt besessen hat.

Die Reaktion hatte einfach kommen müssen. Es war zuviel auf mich

eingestürmt. Ich wußte nicht, was ich machen sollte. Mein Gehirn war leer und gleichzeitig von einem Druck erfüllt.

Ich hörte schwere Schritte hinter mir, drehte mich aber nicht um.

Die Schritte verstummten. Dann nahm mir jemand den Brief weg.

Mein Vater las ihn. Ich hörte sein schweres, seufzendes Atmen und drehte mich um.

Der alte Herr schwankte. Er hatte eine Hand auf sein Herz gepreßt. Ich hätte den Brief für mich behalten und ihn einstecken sollen. Dafür war es jedoch zu spät.

Ob mein alter Herr es mit dem Herzen zu tun hatte, wußte ich nicht. Sicherheitshalber legte ich ihn auf die alte Ledercouch und telefonierte mit dem Hausarzt.

Der Mann versprach, sofort zu kommen. Er wollte auch einen Krankenwagen alarmieren. Es war einfach verantwortungslos, Horace F. Sinclair ohne Beobachtung zu lassen.

»Der Doc ist gleich da, Dad.«

Mein Vater hörte mich kaum. Er atmete schwer. In seinen Augen stand kein Glanz mehr, nur Schmerz. Er spiegelte sich in den Pupillen wider. Ich streichelte über seine Wangen. Sie waren kalt. Er hielt mein rechtes Gelenk fest.

»Mutter ist weg, John. Versprich mir, daß du sie suchen und befreien wirst. Ich habe den Brief gelesen. Mutter bittet darin um etwas. Wenn es tatsächlich so kommen sollte, dann, John… mein Gott, was wirst du dann tun?«

»Ich weiß es nicht, Dad. Ich weiß es wirklich nicht. Ich habe keine Ahnung.«

»Könntest du sie töten?«

Er ließ nicht locker. Das Problem quälte ihn. Es drückte wie ein Alp auf seine Seele.

»Dad, ich kann es dir beim besten Willen nicht sagen. Es ist alles anders, glaub mir.«

»Nun ja, John, du kannst sie dann auch einsperren. In einen Keller, sie soll dort…« Mein Vater redete wirr. Er war fix und fertig.

»Wenn es soweit ist, reden wir darüber, Dad. Ich gebe dir Bescheid.«

»Suchst du sie, John?«

»Ja, ich jage den Blutsauger. Ich werde Mutter zurückholen, wie auch immer.«

»Bitte, gib mir ein Glas Wasser.«

Das holte ich aus der Küche. Auch ich mußte etwas trinken und entschied mich für einen Whisky.

Vater mußte das Glas mit beiden Händen halten, während ich neben ihm stand, den Whisky schluckte und mit leeren Blicken durch das Fenster schaute.

Draußen fuhren zwei Wagen vor. Der eine gehörte dem Hausarzt, der

andere der Ambulanz. »Wie geht es dem bockbeinigen Alten?« fragte der ruppig wirkende Doc bereits an der Tür.

»Ich weiß es nicht.«

»Diesmal entkommt er mir nicht. Ich habe in meinem Haus einige Krankenzimmer. Da ist für ihn ein Bett frei.«

»Das ist gut, Doc!«

Zwar versuchte mein Vater zu protestieren, als er den Arzt sah, es nutzte nichts. Diesmal ließ sich der Mediziner nicht überreden. Der alte Herr wurde auf die Trage gelegt und nach draußen getragen.

Ich ging neben ihm her und spürte die Hand meines Vaters an der meinen. Die alte Eiche verschwamm vor meinen Blicken.

Bevor die Trage in die Schienen geschoben wurde, meldete sich Dad noch einmal. »Junge«, flüsterte er, »versprich mir bitte, daß du alles tun wirst, um sie zu retten. Versprich es mir noch einmal!«

»Ich verspreche es, Dad! Ich werde ihn jagen, ich werde ihn fertigmachen, darauf kannst du dich verlassen.«

»Ja, mein Junge!«

Der Arzt sprach mich an. »Wir brauchen uns nichts vorzumachen, John. Ich kenne Ihren Job und weiß auch, was hier im Ort gelaufen ist. Es hat sich wie ein Lauffeuer herumgesprochen. Wenn eben möglich, verschonen Sie Ihren Vater mit Hiobsbotschaften.«

»Klar. Sein Herz?« fragte ich.

»So sieht es aus. Es war der Schock, der zuviel für ihn gewesen ist. Aber ich werde den alten Tiger wieder auf die Beine kriegen. Es liegt auch etwas an Ihnen.«

»Ich habe verstanden, Doc.«

Die beiden Wagen fuhren ab. Blaß schien die Sonne. Ihre Strahlen fingen sich im Geäst der mächtigen Eiche und streichelten auch den dunklen Lack des abgestellten BMW.

Ich ging wieder zurück ins Haus. In ein leeres Haus, in dem für mich immer ein Platz war.

In dieses Zimmer ging ich.

Das Bett, der Schrank, verdammt noch mal, es stieg wieder in meiner Kehle hoch.

Hart drehte ich mich um und preßte die Lippen so fest zusammen, daß sie einen blassen Strich bildeten. Mein Herz schlug schneller.

Ich wollte nicht mehr länger bleiben und verließ fluchtartig das Haus meiner Eltern.

Draußen peitschte der kalte Wind in mein Gesicht und trocknete die Haut.

Ich hatte das Gefühl zu schweben, als ich mich auf den BMW zubewegte.

Hinter dem Lenkrad blieb ich sitzen. Für eine Weile starrte ich nur durch die Frontscheibe. Nicht mehr lange, und die Dämmerung würde

hereinbrechen.
Am Himmel zeichnete sich bereits die Scheibe des Mondes ab.
Vollmond – ideal für diese verfluchten Vampirgespenster, die in der Nacht unterwegs sein würden.
Ich startete den Wagen, dachte an Suko und hoffte, daß er vielleicht etwas herausgefunden hatte…

***

Unterwegs hatte ich die Richtung geändert und fuhr auf das Café zu, in dem sich der Blutsauger gezeigt hatte. Tagsüber! Das schaffte auch nicht jeder Vampir, aber Mallmann hatte von dem alten Blut getrunken, das sich aus besonderen Zutaten zusammensetzte.
Die Fahrt durch einen Teil der kleinen Stadt war für mich fast zu einem Spießrutenlauf geworden. Durch den Arzt wußte ich, daß sich die Vorgänge herumgesprochen hatten. Jeder in Lauder schien Bescheid zu wissen. Dementsprechend waren auch die Blicke, mit denen man mich bedachte. Nicht feindlich oder gleichgültig, vielmehr bedauernswert und mitleidig.
Ich parkte den Wagen vor dem Geschäft. Die Bäckersfrau kannte ich, hatte nur bisher nicht gewußt, daß sie Cilly hieß. Ein warmer, angenehmer Duft empfing mich, als ich den Laden betrat. Die Besitzerin allerdings sah ich nicht.
Ich erkundigte mich bei einer Verkäuferin, die mich groß ansah und keine Antwort gab.
»Holen Sie ihre Chefin!«
»Ja, ja, sofort!« Sie verschwand durch eine Tür in der Mitte eines deckenhohen Regals.
Ich setzte mich an den ersten Tisch im Café, wo ich einen guten Überblick hatte und nicht *so* sehr auf dem Präsentierteller hockte, auch wenn vor dem wintergartenähnlichen Anbau einige Menschen stehengeblieben waren und sich die Nasen plattdrückten.
Cilly kam.
Sie ging zögernd. Ihre Forschheit hatte sie abgelegt. Ich stand auf und nickte ihr lächelnd zu, was mir in Anbetracht der Umstände nicht leicht viel.
»Hallo Mr. Sinclair.« Ihre Stimme klang leise. Das dunkle Wollkleid stand im scharfen Kontrast zu ihren aufgehellten Blondhaar.
Cilly war eine gestylte Frau, nicht unbedingt modisch, aber gepflegt.
Sehr vorsichtig setzte sie sich hin und wußte nicht so recht, wie sie anfangen sollte. Deshalb schaute sie auch zur Seite. Die Nasenflügel zitterten leicht. »Ich weiß ja, was geschehen ist«, fing sie an, »ich möchte, daß Sie mich nicht falsch verstehen, das mit Ihrer Mutter tut mir leid, aber mußte es nicht so weit kommen?«
»Wieso?« fragte ich.

Auch jetzt blickte sie mich nicht an. »Nun ja, wer einen Sohn hat, der einem solchen Job nachgeht…«
»Nein, das ist etwas zu weit hergeholt. Ich glaube nicht, daß man so denken kann. Ich bin sicherlich nicht der einzige Mensch, dessen Eltern hier in Lauder wohnen und einen Sohn haben, der einem au ßergewöhnlichen Beruf nachgeht.«
»Stimmt, aber Sie haben uns alle in Gefahr gebracht.«
»Ich bin hier, um sie abzuwenden, und ich bin nicht allein gekommen, Mrs.…«
»Ich heiße Cilly Perrish!«
»Okay, Mrs. Perrish. Sie haben den Mann gesehen, er hat sie angerufen, darum geht es mir.«
»Ja!« Plötzlich sprudelte es aus ihr hervor. »Er hat mit mir telefoniert und mir gesagt, daß er zurückkommen will, um sich das entgangene Blut zu holen. Wissen Sie überhaupt, was das bedeutet, einen derartigen Anruf zu erhalten?«
»Ich kann es mir vorstellen.«
»Dann müssen Sie auch wissen, wie es in mir aussieht. Hoffentlich haben Sie Verständnis.«
»Ja, das habe ich. Aber kommen wir zum Thema. Sie wissen nicht, wann er erscheinen will.«
»Nein.«
»Glauben Sie denn, daß Sie in einer direkten Gefahr sind, Mrs. Perrish?«
Sie hob die Schultern. »Das ist möglich. Ich habe jedenfalls Angst bekommen.«
»Sollen wir Sie in Schutzhaft nehmen?«
Cilly starrte mich an, als hätte ich ihr ein unsittliches Angebot gemacht. »Nein, ich will nicht. Mein Mann und ich, wir schützen uns selbst.«
»Wie denn?«
»Knoblauch«, flüsterte sie. »Und durch unser Kreuz.«
»Das ist ein vernünftiger Schutz.«
»Mein Mann ist auch unterwegs, um es anderen Bewohnern zu sagen. Er hat sie regelrecht aufgeweckt. Es hat sich herumgesprochen, daß wir wahrscheinlich überfallen werden.«
»Wissen Sie, wie diese Menschen reagiert haben?«
»Leider nicht. Die älteren werden sich wohl an die Richtlinien halten, aber die jüngeren…« Sie hob die Schultern.
In der Tat sah es da nicht gut aus, das gab ich zu. Viele würden sich einen Spaß daraus machen und bewußt bei Dunkelheit auf der Straße bleiben.
Auch in Lauder gab es Jugendliche, an denen die moderne Zeit nicht vorbeigelaufen war. Sie kleideten sich verrückt, sie benahmen sich

etwas außerhalb der »Norm«.

Das alles sollten sie auch, es war mir egal, nur mußten sie auch einsehen, daß es Dinge gab, die gefährlich werden konnten. Ich beschloß, über dieses Problem mit McDuff zu reden. Er kannte sich hier besser aus als ich.

Cilly hatte den Kopf gedreht, blickte mich nicht mehr an, sondern schaute nach draußen. »Es… es wird bald dunkel«, sagte sie leise.

»Dann ist ihre Zeit gekommen.«

»Das fürchte ich auch.«

»Werden Sie die Blutsauger jagen und vernichten?«

»Ja!«

Cilly schaute mich scharf an. »Ich weiß nicht, ob ich Ihnen das glauben soll. Schließlich befindet sich Ihre Mutter in der Gewalt dieser Bestien. Wir haben darüber geredet. Man hat Mary nicht grundlos als Geisel genommen. Ich kann mir vorstellen, daß die Blutsauger es hassen, wenn sie von Ihnen gejagt werden.«

»Das stimmt allerdings.«

»Sehen Sie. Sie können gar nicht anders. Wenn Sie einen vernichten und es herauskommt, haben Sie auch Ihre Mutter indirekt getötet. Ich weiß nicht, wie es Ihnen ergeht, aber ich würde meines Lebens nicht mehr froh werden.«

»Das stimmt. Da Sie sich derartige Gedanken gemacht haben, Mrs. Perrish, haben Sie vielleicht eine Lösung für das Problem?«

Sie nickte mir zu. »Ob es eine Lösung ist, weiß ich nicht. Mein Mann ist auf die Idee gekommen. Er wird einige Leute zusammentrommeln und eine Bürgerwehr aufstellen. Wir erwarten die Blutsauger und werden sie töten!«

»Wie denn?«

»Jemand hat gesagt, daß man Vampiren auch den Kopf abschlagen kann, Mr. Sinclair.«

»Vorausgesetzt, Sie kommen derart nahe an sie heran!«

»Die Männer werden es schon machen.« Sie rutschte auf ihrem Stuhl zurück. »Wenn wir die Blutsauger erledigen, sind Sie doch aus dem Schneider, Mr. Sinclair.«

»Das stimmt nur bedingt. Meinen Sie nicht, daß es derjenigen Person egal ist, wer ihre Diener umgebracht hat?«

»Ja«, sie nickte, »daran haben wir auch schon gedacht. Wirklich, aber wir müssen es machen. Es gibt keine andere Möglichkeit. Nur gemeinsam sind wir stark.«

Ich fragte: »Weiß Sergeant McDuff davon?«

»Nein, überhaupt nicht.«

»Ich werde ihn einweihen müssen.«

»Tun Sie das, Mr. Sinclair. Nur werden Sie die Männer von ihrem Tun nicht mehr abhalten können. Die Leute haben sich einmal

entschlossen, es wird auch so bleiben.«
»Ja, natürlich.« Ich stand auf.
»Und was werden Sie tun, Mr. Sinclair?«
Ich schaute auf das blondierte Haar. »Darauf achten, daß Ihr Mann und die anderen keine Dummheiten machen.«
»Das kann man auch anders sehen.«
»Bestimmt.« Ich verließ das Café trat nach draußen und blieb vor der Tür stehen.
Die Sonne war verschwunden, der Himmel hatte bereits eine graue Farbe bekommen. Mit dem Verschwinden der Sonne schien sich auch die Atmosphäre verändert zu haben. Sie kam mir drückender und bedrohlicher vor. Ich wollte nicht von einer gewissen Angst sprechen, aber es war schon eine Erwartungshaltung vorhanden.
Man wartete eben ab, lauerte darauf, daß etwas passiert und daß man sich wehren konnte.
Ein Mann kam von der rechten Seite her auf mich zu. Er trug einen langen Mantel. Den rechten Arm hielt er fest gegen den Stoff gepreßt, als hätte er unter dem Ärmel etwas verborgen.
Der Mann sah mich und änderte blitzschnell seine Richtung. Als er mir den Rücken zudrehte und der Wind seinen nicht geschlossenen Mantel öffnete, sah ich für einen Moment den Lauf eines Gewehres unter dem Saum hervorblinken.
Für mich war klar, daß ich ein Mitglied der Bürgerwehr vor mir hatte.
Ich lief nicht hinter ihm her. Als der Motor des BMW ansprang, schaute er sich noch einmal um.
Ich fuhr ab. Mein nächstes Ziel war die kleine Polizeistation, wo Suko bereits wieder eingetroffen war, denn der Range Rover meines Vaters stand vor dem Haus.
Ich brauchte die Tür nicht zu öffnen. Suko kam mir bereits entgegen. Seinem Gesicht sah ich an, daß er keinen Erfolg gehabt hatte.
»Komm rein, John«, sagte er mit leiser Stimme…

***

Früher einmal hatte der Bau als Scheune gedient. Er lag etwas abseits, aber noch nahe genug am Ort, um von dem Platz vor der Scheune aus auf die Häuser, Straßen und Gassen schauen zu können. Der Überblick war gut.
Die Männer, die sich auf dem Platz versammelt hatten, trugen Waffen. Einige von ihnen hatten die Gewehre über ihre Schultern gehängt. Vor jeder Brust baumelte ein Holzkreuz. Sogar Äxte waren vorhanden, und mancher hatte sich einen Ring aus Knoblauch um den Hals gehängt.
Auf den ersten Blick hin wirkten sie beinahe lächerlich. Nicht auf den

zweiten. Da war die Entschlossenheit in ihren Gesichtern genau zu sehen. Sie würden sich nicht von ihrem Vorhaben abbringen lassen. Unausgesprochen stand dies auf ihren harten Mienen geschrieben.

Als letzter traf Robert Perrish ein. Mit ihm war das halbe Dutzend voll. Man nickte ihm zu.

Perrish trug eine Lederjacke, die ihn breiter erschienen ließ, als er tatsächlich war. Bewaffnet war er mit einer alten Armeepistole, die er in seinen Gürtel gesteckt hatte.

»Du kommst spät«, sagte ein kantiger Mann, der einen dicken Stiernacken besaß.

»Ich mußte noch mit meiner Frau reden.«

»Wollte Cilly dich nicht gehen lassen?«

»Unsinn!« Perrish schüttelte den Kopf. Er hatte ein schmales Gesicht, aus dem die Nase scharf und leicht gebogen hervorstach. »Sie hat mit Sinclair geredet.«

»Ach.«

Plötzlich breitete sich ein andächtiges Schweigen aus. Perrish sah sich als Mittelpunkt. »Ja, Freunde, sie sprach mit dem jungen Sinclair.«

»Wie sieht er unsere Aktion?«

»Nicht gern. Ihr wißt, daß diese Bestien seine Mutter irgendwie gefangen haben.«

»Darum können wir uns nicht kümmern«, sagte der Mann mit dem Stiernacken, »tut mir leid.«

»Genau, Torry, das hat sie ihm auch gesagt.«

Torry redete noch weiter. »Und wenn er versuchen sollte, uns aufzuhalten, werden wir alle vergessen, daß er ein Bulle ist. Okay, Freunde?« Er blickte sich um, weil er auf die Zustimmung der übrigen fünf Männer hoffte.

Sie nickten nur zögernd.

»Was seid ihr doch für Memmen! Hier können wir keine Rücksicht nehmen. Wir müssen die Blutsauger killen. Wenn die es schaffen und einen von uns beißen, laufen wir ebenfalls als lebende Leichen herum. Ich kann mir was Besseres vorstellen.«

»Ich auch!« meldete sich jemand.

Damit war das Eis gebrochen. Sie stimmten alle zu. Torry übernahm wieder das Kommando. »Wenn Sinclair sich querstellen sollte, knöpfen wir ihn uns vor und schalten ihn aus.«

»Doch nicht töten!« rief Perrish.

»Nein, nur außer Gefecht setzen, bis wir die verfluchte Brut erledigt haben.«

»Er ist nicht allein«, warf einer ein.

»McDuff wird wissen, auf welcher Seite er steht. Er muß zu uns gehören, er ist auch einer von uns.«

»Und der Chinese?«

»Wenn der sich nicht zurückhält, bekommt er schweren Ärger«, grinste Torry. Er klopfte gegen sein Gewehr. »Klar?«

Man nickte ihm zu.

Torry schaute gegen den Himmel.

»Okay, ihr habt eure Walkie-talkies. Jeder geht dorthin, wo wir es besprochen haben. Alles andere können wir dann in Ruhe abwarten.«

Die Männer nickten. Am Himmel zog bereits die Dämmerung herauf, als sie sich trennten und zu ihren schon zuvor bestimmten und ausgemachten Plätzen gingen.

Die Blutsauger sollten ruhig kommen, sie waren gerüstet…

***

Die Gesichter der beiden Männer waren ebenso grau wie draußen die Dämmerung. Ich hatte alles berichtet und natürlich auch von dieser Bürgerwehr gesprochen, was Sergeant McDuff die Zornesröte ins Gesicht trieb.

»Das ist eine Sauerei«, fluchte er. »Ausgerechnet in meiner Stadt muß so etwas passieren!«

»Es ist ja noch nicht passiert«, sagte ich. »Wir werden auch damit fertig, glaub mir.«

Suko hob die Schultern. »Jedenfalls sind sie nicht einfach«, sagte er leise. »Sie setzen beide unheimlich auf Mallmann. Der hat ihnen eine Sicherheit gegeben, die mir Furcht einjagt. Sein Blut, das alte Blut, fließt in ihren Adern und sorgt dafür, daß sie auch tagsüber eine Gefahr bilden, wie wir es ja bei Reva erlebt haben.«

Suko spielte dabei auf die Frau an, die Will Mallmann zum Blutsauger gemacht hatte.

Ich nickte dem Freund zu. »Reg dich ab, ich weiß, was in dir vorgeht. Du hättest wirklich nicht schießen dürfen. Mallmann hätte meine Mutter getötet.«

»Das sagt sich alles so leicht«, murmelte McDuff. »Was tun wir, wenn es den Männern tatsächlich gelingt, die Vampire auszuschalten?«

»Dazu darf es nicht kommen!«

McDuff schaute mich an. »Damit stellen Sie sich gegen die Bewohner von Lauder.«

»Ja.«

»Das ist egoistisch. Verstehen Sie mich nicht falsch, John. Ihre Eltern und ich sind befreundet, ich muß aber auch an das Gemeinwohl denken.«

»Sie meinen, lieber eine Person opfern, als eine ganze Stadt in einen Blutrausch fallen zu lassen.«

Der hünenhafte Sergeant nickte mir zu, weil er sich wohl nicht traute, das Schlimme auszusprechen.

Ich hatte die Hände zu Fäusten geballt und spürte wieder meine Erregung aufsteigen. Der Kopf war rot geworden, Suko griff ein.

»John, bitte, wir erreichen nichts, wenn wir hier im Office bleiben. Wir müssen nach draußen.«

»Okay, einverstanden.« Ich stand auf.

McDuff erhob sich ebenfalls. »Ich habe es nicht so gemeint, John, aber Sie wissen ja…«

»Okay, Sergeant, auch wir kennen uns lange genug. Ich kann Sie voll und ganz verstehen.«

Suko hatte die Tür bereits aufgezogen. Er mußte sie festhalten, sonst wäre sie ihm von einer Windbö wieder ins Schloß geschleudert worden. Es ging auf den Abend zu, war also noch flicht spät, aber Lauder wirkte wie ausgestorben.

Niemand zeigte sich auf der Straße. Die geparkten Wagen wirkten wie erstarrte Schatten.

Ich konnte auch die Bäckerei sehen, wenn ich schräg nach links schaute. Soeben verlöschte im angebauten Wintergarten das Licht.

Hastige Schritte der jungen Verkäuferin, die Feierabend gemacht hatte, ließen uns aufhorchen.

Das Mädchen hetzte davon, als säße ihm schon jetzt ein Vampir im Nacken.

Kamen sie, kamen sie nicht? Wenn ja, wie würden sie die Stadt erreichen? Mit dem Planwagen, zu Fuß oder zusammen mit ihrem Meister Will Mallmann? Die Fragen quälten mich derart, daß ich Magenschmerzen bekam. Immer wieder erschien das Gesicht meiner Mutter vor meinem geistigen Auge. Ich konnte es einfach nicht aus dem Gedächtnis löschen.

Suko war ein Stück vorgegangen. McDuff stand neben mir und streifte seinen langen Mantel über, der ihn vor der Kälte schützte.

Ich hatte den Reißverschluß der Jacke nur zu einem Drittel hochgezogen. So kam ich besser an die Waffen heran.

Suko drehte sich um. Im Zwielicht zeichnete sich seine Gestalt als harter Umriß auf dem Pflaster ab.

»Ist was?« Ich kannte sein Gesicht gut genug. Der Ausdruck hatte sich verändert.

»Ich glaube, sie kommen.«

»Wieso?«

»Ich habe den Wagen gehört. Die Räder, wenigstens ein Geräusch, das passen könnte.«

Wir warteten die nächsten Sekunden gespannt ab. Vor der Polizeistation befand sich der große Platz, auf dem sich auch die aus den Seitenstraßen stammenden Echos fingen.

Das Rollen oder Rattern war tatsächlich vorhanden. Zwar noch ziemlich leise, doch es steigerte seine Lautstärke, und wir hatten auch

die Richtung herausfinden können.

»Von der Hauptstraße her!«

»Okay«, sagte ich und nickte den beiden anderen zu. »Gehen wir ihm entgegen, bevor es die anderen tun!«

Die Bürgerwehr, die mit den Blutsaugern aufräumen wollte, lag mir wie ein Kloß in meinem Magen. Ich hätte nie gedacht, daß die Bewohner von Lauder dazu fähig sein würden. Die Angst mußte in ihnen tiefer sitzen, als ich angenommen hatte.

Es war noch nicht völlig dunkel. Die Bergkuppen zeichneten sich scharf vor dem letzten Tageslicht ab. Über ihnen schwebten dünne Wolken wie breite Federn.

Dann sahen wir das Gespann. Die beiden schwarzen Pferde zogen den Planwagen hinter sich her. Die Hauptstraße von Lauder kam mir plötzlich vor wie eine Gasse, so schmal schien sie geworden zu sein. Auf der Mitte hielt sich das Gespann.

Die eisenberingten Räder rumpelten über das Pflaster. In die Geräusche hinein mischte sich das Wiehern der beiden Tiere und das Klirren der Hufe, wenn diese über die Steine rutschten.

Mir kam das Gespann vor wie ein fahrendes Gemälde. Niemand hockte auf dem Kutschbock. Die Tiere schienen genau zu wissen, wohin sie zu laufen hatten.

Auch Suko machte sich darüber seine Gedanken. »Die finden es anscheinend, gut, sich zu verbergen!« flüsterte er. »Ich rechne damit, daß sich die Vampire auf der Ladefläche aufhalten.«

»Das werden wir gleich haben.«

Auch McDuff wollte mit. Ich war dagegen. »Nein, Sergeant, bleiben Sie um Himmels willen zurück! Sollten die Blutsauger angreifen, sind Sie waffenlos.«

»Haben Sie nicht eine Pistole übrig?«

Die Ersatzwaffe lag im BMW. Da wollte ich nicht mehr zurücklaufen. Ich hätte ihm meine geben können, tat es nicht, denn ich dachte daran, was auf dem Spiel stand.

Das Leben meiner Mutter…

»Tut mir leid, McDuff.«

Er nickte mir zu. »Ich verstehe schon. Sie denken anders darüber. Ist klar.«

Es war mir schon komisch, ihn so abfahren zu lassen, ich sah jedoch keine andere Möglichkeit. Zusammen mit Suko ging ich dem Gespann entgegen.

»Du das rechte, ich das linke Pferd«, sagte er.

»Alles okay.« In meinem Mund war es trocken geworden. Noch ließ ich die Waffe stecken. Die Pferde wuchsen vor uns hoch. Wenn man als normaler Mensch vor ihnen steht, merkt man erst, welche Größe diese Tiere besitzen.

Zugleich faßten wir zu. Wir hingen uns an die Zügel und zerrten.
Die Tiere wußten Bescheid. Noch einmal schleuderten sie die Köpfe hoch, dann standen sie.
Wir gingen an dem Wagen vorbei. McDuff blieb zurück. Er stand wie ein Fels mitten auf der Straße.
»Hier war ich schon einmal«, sagte Suko, als er auf das hochgestellte Brett wies.
Ich hatte die Beretta gezogen und enthielt mich eines Kommentars.
In diesem entscheidenden Augenblick konnte ich einfach nicht sprechen. Alle Geräusche kamen mir doppelt so laut vor. Das fallende Brett, Sukos Luftholen, das Klirren der Pferdehufe, denn die Tiere bewegten sich, obwohl sie standen.
Freie Sicht!
Suko leuchtete mit der Lampe, schwenkte den Strahl, erfaßte die gesamte Fläche, Decken, Kleidung, die Körbe mit der Ware, nur keine bleichen Vampirgesichter.
Der Wagen war leer!
Ich nickte. Meine Waffe sank nach unten. »Das habe ich mir gedacht. Sie haben uns reingelegt, schickten ihr Gespann vor und sind auf andere Art und Weise in die Stadt gelangt.«
»Wenn Mallmann einen Plan schmiedet«, sagte Suko leise, »darf man ihn eben nicht unterschätzen.«
»Das glaube ich auch.«
»Sollen wir das Dorf absuchen und…?«
Da peitschten die Schüsse. Viermal zerhackten sie die Stille von Lauder.
Suko und ich hechteten zu Boden, rollten uns unter den Wagen und merkten, wie er ruckartig hin- und hergeschoben wurde, aber ungefähr auf der Stelle blieb.
Schrille Schreie stiegen zum dunkler werdenden Himmel. Todesschreie der beiden Zugpferde, die von den Kugeln mehrmals erwischt worden waren.
Tot brachen sie zusammen. Der Wagen rutschte dabei zur Seite, und wir rollten uns wieder hervor.
»Verdammt noch mal!« brüllte McDuff. »Seid ihr denn verrückt geworden, ihr Idioten?«
»Halt die Schnauze, McDuff!«
Den einen Satz brüllte ein stiernackiger Kerl, der sich aus seiner Deckung gelöst hatte. In einer, schmalen Gasse zwischen zwei Häusern hatte er gelauert.
Nicht nur er, auch fünf seiner Männer hatten sich gut verteilt. Sie kamen im Zwielicht näher wie Gestalten aus dem Gespensterreich.
Aber Gespenster waren im Gegensatz zu ihnen nicht mit Gewehren oder Pistolen bewaffnet.

Sie trugen diese Waffen.

Die Mündungen zielten auf Suko und mich.

Drei Schritte vor uns blieb der Stiernackige stehen. Wie er sein Gewehr hielt, das sah lässig aus, aber ich ließ mich nicht täuschen. Dieser Bursche war unberechenbar.

»So, ihr Schlaumeier«, erklärte er mit kratziger Stimme, aus der tiefe Befriedigung klang. »Von nun an bestimmen wir, was die weitere Jagd auf die beiden Vampire angeht!«

Etwas Schlimmeres hätte uns nicht widerfahren können. Die Chancen, das Leben meiner Mutter zu retten, sanken auf ein Minimum…

ENDE des ersten Teils

[1]Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 099 »Hüte dich vor Dracula «